

Thomas Mayne Reid

DIE SKALPJÄGER



Erster Teil

Thomas Mayne Reid

Die Skalpjäger

Erster Teil

Grimma und Leipzig, Druck und Verlag
des Verlags-Comptoirs, 1852

www.geisterspiegel.de

Cover © 2016 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2017 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Inhalt

Erstes Kapitel	6
Zweites Kapitel	15
Drittes Kapitel	22
Viertes Kapitel	27
Fünftes Kapitel	39
Sechstes Kapitel	49
Siebtes Kapitel	57
Achtes Kapitel	71
Neuntes Kapitel	78
Zehntes Kapitel	85
Elftes Kapitel	90
Zwölftes Kapitel	101
Dreizehntes Kapitel	112
Vierzehntes Kapitel	117
Fünfzehntes Kapitel	124
Sechzehntes Kapitel	132

Erstes Kapitel

Die westliche Wildnis

Entrollt die Weltkarte und blickt auf den großen nördlichen Kontinent von Amerika. Fern in dem Wilden Westen der untergehenden Sonne zu, fern hinaus über die Meridiane der Vereinigten Staaten lasst eure Augen wandern. Werft sie dorthin, wo goldene Flüsse zwischen den Berggipfeln, welche mit ewigem Schnee bedeckt sind, entspringen. Lasst sie dort verweilen.

Ihr erblickt ein Land, dessen Oberfläche noch nicht von menschlichen Händen gefurcht ist, welches noch die Zeichen der Formung durch den Allmächtigen ebenso deutlich zeigt, wie am Morgen der Schöpfung, ein Land, in dem jeder Gegenstand das Gepräge Gottes trägt. Sein allmächtiger Geist lebt in der stummen Größe der Berge und spricht aus dem Brausen seiner mächtigen Flüsse. Es ist eine Gegend voller Romantik - reich an Abenteuern.

Folgt mir mit eurem inneren Auge durch Szenen wilder Schönheit und Erhabenheit.

Ich stehe auf einer weiten Ebene. Ich wende meine Augen nach Norden, nach Süden, nach Osten und Westen und sehe dieselbe auf allen Seiten von dem Blau des Himmels umgürtet. Weder Felsen noch Baum unterbricht den Ring des Horizonts. Was unterbricht die weite Fläche zwischen mir und ihm? Holz? Wasser? Gras? - Nein - Blumen! Soweit mein Auge trägt, ruht es nur auf Blumen - auf schönen Blumen!

Ich blicke wie auf eine kolorierte Karte - ein von allen Farben des Prismas glänzendes Emailgemälde.

Dort, wo die Sonnenrose ihr zifferblattartiges Gesicht der Sonne zuwendet, ist alles golden-gelb, dort, wo die Malve ihr rotes Panier schwingt, ist es scharlachrot. Hier ist ein Beet von der purpurnen Monarda, dort zeigt die Euphorbia ihr Silberblatt, in jener Richtung herrscht das Orange in den Blumen der Asclepia vor und jenseits derselben schweift das Auge über die rosenfarbenen blühende Cleome.

Der Wind bewegt sie. Millionen von Blumenkronen lassen ihre bunten Standarten flattern. Die hohen Stängel der Sonnenrosen beugen und erheben sich in langen Wellenlinien wie die Wogen eines goldenen Meeres.

Sie sind wieder in Ruhe. Die Luft ist mit Düften angefüllt, die süß sind wie die von Arabien und Indien. Myriaden von Insekten flattern mit ihren bunten Schwingen wie fliegende Blumen. Die Kolibris schwirren wie Sonnenstrahlen blitzend umher oder trinken, auf ihren rauschenden Schwingen ruhend, aus den Nektarbechern. Und die wilde Biene hält sich mit schwer beladenen Füßen an den Honigpostillen fest oder verlässt sie, um ihren fernen Bau mit einem Freudengesang aufzusuchen.

Wer hat diese Blumen gepflanzt? Wer hat sie zu diesen bunten Beeten verwoben? Die Natur! Es ist ihr reichster Mantel, herrlicher in seinen Farben als die Schals aus Kaschmir.

Dies ist die Unkrautprairie. Sie führt ihren Namen zu Unrecht. Es ist der Garten Gottes.

Der Schauplatz hat sich verändert. Ich bin in einer Ebene wie vorher und der Schauplatz liegt in einem ununterbro-

chenen Kreis um mich auf der Erde. Was erblicke ich? Blumen? Nein, es ist keine einzige Blume zu sehen, sondern eine ungeheure Fläche lebendes Grün. Von Norden nach Süden, von Osten nach Westen, breitet sich die Präriewiese, grün wie ein Smaragd und glatt wie die Oberfläche eines schlummernden Sees aus!

Der Wind zieht über sie hin und bewegt die Seidenhalme. Sie schwanken und das Grün erhält hellere und dunklere Färbung, wie die Schatten von Sommerwolken, welche an der Sonne vorüberziehen. Das Auge schweift ohne Hemmnis darüber. Vielleicht begegnet es den dunklen, zottigen Gestalten des Büffels oder erkennt die zarten Umrisse der Antilope. Vielleicht folgt es in angenehmer Verwunderung dem wilden Galopp eines schneeweißen Rosses.

Dies ist die Grasprairie, die unbegrenzte Weide der Bisons.

Der Schauplatz verändert sich. Die Erde ist nicht mehr eben, aber noch ebenso baumlos und grün wie vorher. Die Oberfläche zeigt eine Reihenfolge von parallelen Wellenlinien, die hier und da zu glatt runden Hügeln anschwellen. Sie ist mit einem weichen Rasen aus glänzendem Grün bedeckt.

Diese Wellenlinien erinnern an den Ozean nach einem mächtigen Sturm, wo der weiße Schaum auf den Wellen verschwunden ist, und die langen Wogen, sich überstürzend, herankommen. Sie sehen aus, als wären sie einst solche Wogen gewesen, die ein allmächtiges Gebot in Erde verwandelt und plötzlich zum Stehen gezwungen hätte.

Dies ist die rollende Prärie.

Von Neuem verändert sich der Schauplatz. Ich bin von hellen, glänzenden Blumen umgeben, aber die Aussicht wird durch Haine und Gruppen von Bäumen unterbrochen. Das Laub ist verschiedenartig, seine Farben sind lebhaft und seine Umrisse weich und graziös. Indem ich vorwärts schweife, eröffnen sich mir beständig neue Landschaften - parkartige, malerische Ansichten. Gruppen von Büffeln, Rudel von Antilopen und Herden wilder Pferde zeigen sich in der Ferne, Truthühner laufen in das Gebüsch und Fasanen schwirren vor meinem Pfad auf.

Wo sind die Eigentümer dieser Ländereien, dieser Herden und Vögel? Wo sind die Häuser, die Paläste, welche zu diesen fürstlichen Parks gehören sollten? Ich blicke um mich und erwarte die Zinnen hoher Burgen hinter den Hainen auftragen zu sehen. Aber nein. Auf Hunderte von Meilen in die Runde entsendet kein Schornstein seinen Rauch. Trotz ihres bebauten Aussehens wird diese Gegend doch nur von dem mit Mokassin bekleideten Fuß des Jägers und seines Feindes, des roten Indianers, betreten.

Dies sind die Mottes - die Inseln des Präriemeeres.

Ich bin im tiefen Wald. Es ist Nacht und das Holzfeuer wirft seinen zinnoberroten Glanz malerisch auf die Gegenstände, welche unser Biwak umgeben. Mächtige Stämme stehen rund um uns her, und massive, graue, riesenhafte

Äste strecken sich über uns aus. Ich betrachte die Rinde. Sie ist zersprungen und hängt in breiten, nach außen gekrausten Schuppen, fast langen schlangenartigen Parasiten gleichend, von Baum zu Baum und umschlingt die Stämme, als ob sie diese erdrücken wollte. Zu meinem Haupt sind keine Blätter sichtbar, sie sind reif geworden und abgefallen, aber das weiße spanische Moos, welches girlandenartig die Äste schmückt, hängt weinend wie die Drapiere eines Sterbebettes herab.

Umgestürzte halb vermoderte Stämme von mehreren Ellen im Durchmesser liegen auf dem Boden. Ihre Enden zeigen große Höhlungen, wo das Stachelschwein und Opossum gegen die Kälte Schutz gesucht haben.

Meine Kameraden liegen in ihre Decken gewickelt, auf dem abgestorbenen Laub ausgestreckt und schlafen. Sie haben die Füße dem Feuer zugewendet und ihre Köpfe ruhen in der Höhlung ihrer Sättel. Die Pferde stehen um einen Baum, um dessen untere Äste sie gebunden sind, und scheinen ebenfalls zu schlafen. Ich bin wach und lausche. Der Wind hat sich erhoben. Er pfeift in den Bäumen und macht die langen weißen, wimpelartigen Moosgirlanden erzittern. Er verursacht eine wilde wehmütige Musik. Sonst vernehme ich nur wenig Töne, und der Laubfrosch und die Zikade schweigen. Ich höre das Prasseln der Fichtenknoten im Feuer, das Rascheln des trockenen Laubes, welches von einem Wirbelstoß aufgetrieben wird, das *Uhu* der weißen Eule, das Bellen des Waschbärs und von Zeit zu Zeit das jammernde Geheul der Wölfe. Dies sind die nächtlichen Stimmen des Winterwaldes. Es sind wilde Klänge, und doch gibt es in meinem Herzen eine Saite, welche unter ihrem Einfluss vibriert, und mein Geist färbt sich mit Roman-

tik, während ich daliege und ihnen lausche.

Der Wald im Herbst - noch im Besitz seines vollen Laubes. Die Blätter sind so bunt gefärbt, dass sie Blumen gleichen. Sie sind rot und gelb und goldig und braun. Der Wald ist jetzt warm und köstlich und die Vögel flattern zwischen den beladenen Zweigen umher. Das Auge schweift entzückt in langen Durchsichten hinab und über sonnenhelle Lichtungen. Es wird von dem blitzenden, bunten Gefieder, dem goldenen Grün des Papageis, dem Blau der Elster und den orangenen Schwingen des Pirols angezogen. Der Scharlachvogel flattert tiefer unten in dem Dickicht von grünen Papapflanzungen oder unter den bernsteinfarbenen Blättern der Buchen. Hunderte von winzigen Schwingen flattern durch die Öffnungen und glitzern in der Sonne wie Edelsteine.

Die Luft ist von Musik, von süßen Tönen der Liebe erfüllt. Das Bellen des Eichhorns, das Girren paarender Tauben, das *Ra-ta-ta* des Hähers und das beständige, taktmäßige Zirpen der Zikade erklingen alle zusammen. Hoch oben auf einem Zweig des Wipfels lässt der Spottvogel seine nachahmenden Töne erschallen, als ob er alle übrigen Sänger zum Schweigen bringen wolle.

Ich bin in einer Region aus brauner, nackter Erde und gebrochenen Umrissen. Es sind Felsen und Klüfte und Flecken unfruchtbaren Bodens. Seltsame vegetabilisch Gestal-

ten wachsen in den Klüften und hängen in den Felsen. Andere sind kugelförmigen Gestalten und ruhen auf der Oberfläche der dünnen Erde. Noch andere erheben sich scheinbar zu einer großen Höhe wie geschnitzte, kannelierte Säulen. Einige treiben Äste, gekrümmte zottige Äste, mit haarigen, ovalen Blättern. Und doch haben alle diese vegetabilischen Formen in ihrer Farbe, ihren Früchten und Blüten eine Gleichartigkeit, welche verkünden, dass sie zu einer Familie gehören: Es sind Kakteenarten. Ich befinde mich in einem mexikanischen Nopalwald. Mein Auge erblickt noch eine andere eigentümliche Pflanze. Sie treibt lange, dornige, abwärts gekrümmte Blätter. Es ist die Agave, die weit berühmte Meskalpflanze von Mexiko. Hier und da mischen sich Akazien- und Mesquitebäume, die Bewohner der Wüste, unter die Kakteen. Kein heiterer Gegenstand gewährt dem Auge Abwechslung, kein Vogel ergießt seine Melodien in das Ohr, die einsame Eule flattert hinweg in das undurchdringliche Dickicht, die Klapperschlange gleitet in seinem Schatten dahin und der Kojote schleicht durch seine stillen Räume.

Ich habe einen Berg nach dem anderen erstiegen und immer noch sehe ich, hoch über mir, von nie schmelzendem Schnee gekrönte Gipfel aufragen. Ich stehe auf überhängenden Klippen und schaue in unter mir gähnende Schlünde hinab, die im Schweigen der Verödung schlafen. Große Felsentrümmer sind in sie gefallen und liegen übereinander geschichtet da. Andere hängen drohend über, als warteten sie auf eine Erschütterung der Atmosphäre, die sie aus ih-

rem Gleichgewicht schleudern solle. Düstere Abgründe flößen mir Furcht ein und vor meinen Augen verschwimmen die Gegenstände in schwindelnder Ohnmacht. Ich halte mich an einen Fichtenstamm oder an eine Ecke eines festen Felsens.

Über mir, unter mir, um mich her sind in chaotischer Verwirrung Berge gehäuft. Die einen sind nackt und kahl, die andern zeigen Spuren von Vegetation in den dunklen Nadeln der Fichte und Zeder, deren verkrüppelte Gestalten halb auf den Klippen wachsen, halb von ihnen herabhängen. Hier ragt ein kegelförmiger Gipfel herauf, bis er in Schnee und Wolken verschwindet. Dort erhebt ein Bergrücken seine scharfen Umrisse gegen den Himmel, während auf seinen Abhängen mächtige Granitgerölle liegen, die wie von Titanenhänden hinabgeschleudert aussehen.

Ein furchtbares Ungeheuer, der graue Bär, schleppt seinen Körper über die hohen Bergrücken dahin. Der Carcajou kauert auf den überhängenden Felsen und erwartet das Elen, welches auf seinem Weg zum Wasser unter ihm vorüberkommen muss. Das wilde Schaf springt von Klippe zu Klippe, um sein scheues Weibchen zu suchen. Auf dem Fichtenast wetzt der Aasgeier seinen schmutzigen Schnabel, und der über allen schwebende Kriegsadler zeichnet sich scharf gegen das blaue Himmelsfeld ab!

Dies sind die Felsengebirge, die amerikanischen Kordillere, die kolossale Wirbelsäule des Kontinents!

So sieht es im Wilden Westen aus - dies sind die Dekorationen unseres Dramas.

Wir wollen den Vorhang aufziehen und die Personen auf die Bühne bringen.

Zweites Kapitel

Die Präriekaufleute

New-Orleans, den 3. April 18...

Lieber St. Vrain!

Unser junger Freund Henry Haller geht nach St. Louis, um malerische Gegenden aufzusuchen. Sorgen Sie dafür, dass er gehörig eingeweiht wird.

Der Ihre,

Louis Walton

An Charles St. Vrain, Esq.

Planters Hotel

St. Louis

Mit dieser lakonischen Epistel schiffte ich mich am 10. April in St. Louis ein und fuhr zum Planters Hotel. Nachdem ich mein Gepäck untergebracht und mein Pferd (meinen Liebling, der mich begleitet hatte) eingestellt, zog ich ein reines Hemd an, stieg in den Komtur hinab und fragte nach Mr. St. Vrain.

Er war nicht da, er war vor mehreren Tagen den Missouri hinaufgegangen.

Dies war ein unerwarteter Schlag, da ich keine andere Empfehlung nach St. Louis mitgebracht hatte. Aber ich bemühte mich, die Rückkehr Mr. St. Vrains abzuwarten. Man glaubte, dass er in weniger als einer Woche zurück sein

werde.

Ich bestieg täglich mein Pferd und ritt zu den Hügeln und auf die Prärie hinaus, ich schlenderte im Hotel umher und rauchte meine Zigarre unter seinen schönen Arkaden, ich trank Sherry Cobblers im Salon und studierte im Lesezimmer die Journale.

Mit derartigen Beschäftigungen schlug ich den ganzen Tag lang die Zeit tot.

Im Hotel war eine Gesellschaft von Männern abgestiegen, die einander gut zu kennen schienen. Ich könnte sie eine Clique nennen, aber das ist kein gutes Wort und drückt das, was ich meine, nicht gut aus. Sie schienen eher eine Schar befreundeter jovialer Gesellen zu sein. Sie durchstreiften zusammen die Straßen und saßen nebeneinander an der *table d'hôte*, wo sie gewöhnlich noch lange sitzen blieben, nachdem die regelmäßigen Tischgäste sich entfernt hatten. Ich bemerkte, dass sie die teuersten Weine tranken und die feinsten Zigarren, welche im Haus zu erhalten waren, rauchten.

Diese Männer zogen meine Aufmerksamkeit an. Mir fiel ihr eigentümliches Benehmen, ihre aufrechte, indianerartige Haltung auf den Straßen und die jugendliche Heiterkeit, welche den westlichen Amerikaner so sehr charakterisiert, auf.

Sie trugen eine beinahe gleiche Kleidung: schönes schwarzes Tuch, weiße Wäsche, Atlas und Diamantnadeln. Ihre Backenbärte waren breit, aber kurz geschnitten, und mehrere von ihnen trugen Schnurrbärte. Ihr Haar fiel wallend über ihre Schultern und mehrere von ihnen hatten ihre Hemdkragen umgeschlagen und ließen gesund aussehende sonnverbrannte Kehlen erblicken. Mir fiel eine ge-

wisse Ähnlichkeit ihrer Physiognomien auf. Ihre Gesichter glichen einander nicht, aber es lag eine unverkennbare Gleichartigkeit im Ausdruck des Auges, ohne Zweifel das Zeichen, welches gleichmäßige Beschäftigung und Erfahrung gemacht hatten.

Waren es Spieler? Nein, die Hände des Spielers sind weißer, er hat mehr Juwelen an seinen Fingern, seine Weste hat ein buntes Muster und seine ganze Kleidung wird prunkvoller und super eleganter sein. Überdies mangelt dem Spieler die Miene freien, ungezwungenen Selbstvertrauens, er wagt sie nicht anzunehmen. Er darf im Hotel wohnen, aber er muss sich ruhig, zurückhaltend benehmen. Der Spieler ist ein Raubvogel, und seine Gewohnheiten sind, wie die aller Raubvögel, schweigend und einsam. Sie gehören nicht diesem Stand an.

»Wer sind diese Männer?«, fragte ich einen neben mir Sitzenden, indem ich auf die Männer, von denen ich gesprochen habe, blickte.

»Die Prärie-Männer.«

»Die Prärie-Männer?«

»Ja, die Santa-Fé-Händler.«

»Händler!«, wiederholte ich einigermaßen überrascht, da ich solche Eleganz nicht mit meinen Ideen vom Handel und den Prärien vereinigen konnte.

»Ja«, fuhr der mir Auskunft Erteilende fort, »jener starke, hübsche Mann in der Mitte ist Bent, Bill Bent, wie er genannt wird. Der Herr zu seiner Rechten ist der junge Sublette. Der andere, der zu seiner Linken steht, ist einer von den Coctaus, und jener dort ist der nüchterne Jerry Volger.«

»Dies sind also die berühmten Präriekaufleute?«

»Ganz richtig.«

Ich betrachtete sie mit zunehmender Neugier. Ich bemerkte, dass sie mich anblickten und ich der Gegenstand ihres Gesprächs war.

Kurze Zeit später trennte sich einer von ihnen, ein eleganter, feuriger, junger Mann, und schritt zu mir heran.

»Hatten Sie nicht nach Mr. St. Vrain gefragt?«

»Ja!«

»Charles?«

»Ja, das ist der Name.«

»Der bin ich.«

Ich zog meinen Empfehlungsbrief heraus und gab ihn dem Fremden, welcher einen Blick auf seinen Inhalt warf.

»Mein lieber Freund«, sagte er, indem er herzlich meine Hand erfasste, »es tut mir verdammt leid, dass ich nicht hier war. Ich bin erst heute Morgen den Fluss herabgekommen. Wie eifrig es von Walton war, dass er seinen Brief nicht an Bill Bent adressierte. Wie lange sind Sie hier?«

»Drei Tage. Ich bin am 10. angekommen.«

»Bei Gott, Sie sind verloren. Kommen Sie, damit ich Sie bekannt mache. Mr. Bent! Bill Jerry!« Und im nächsten Augenblick hatte ich allen Präriekaufleuten, von welcher Bruderschaft, wie ich fand, mein neuer Freund St. Vrain ein Mitglied war, die Hand geschüttelt.

»Ist das das erste Läuten?«, fragte einer, als der laute Schall eines Gongs durch die Galerien klang.

»Ja«, antwortete Bent, indem er seine Uhr zurate zog. »Es ist gerade noch Zeit, uns zu setzen. Kommt!«

Bent schritt dem Salon zu, und wir alle folgten ihm ohne Widerspruch.

Der Frühling war herangekommen und die junge Minze

hatte Sprossen getrieben. Eine botanische Tatsache, mit welcher meine neuen Freunde vertraut zu sein schienen, da sie sämtlich Mint-Julep bestellten.

Die Mischung und das Schlürfen des Getränkes erfüllten unsere Zeit aus, bis uns das zweite Anschlagen des Gongs zu Tisch rief.

»Setzen Sie sich zu uns, Mr. Haller«, sagte Bent. »Es tut mir leid, dass wir Sie nicht eher gekannt haben. Sie sind einsam gewesen.«

Und hiermit ging er in das Speisezimmer voraus, wohin ihm seine Gefährten und ich folgten.

Ich brauche ein Dinner in Planters Hotel in St. Louis mit seinen Hirschsteaks, seinen Büffelzungen, seinen Präriehühnern und seinen köstlichen Froschschenkeln aus dem Illinois-Button nicht zu beschreiben. Nein, ich möchte das Dinner nicht beschreiben, und was das, was darauf folgte, betrifft, so fürchte ich, es nicht zu können.

Wir saßen da, bis wir den Tisch ganz allein hatten. Dann wurde das Tischtuch abgenommen, und wir begannen Regaliazigarren zu rauchen und Madeira zu zwölf Dollar die Flasche zu trinken. Dieser wurde von jemandem nicht in einzelnen Flaschen, sondern halb dutzendweise bestellt!

Bis hierher habe ich die Erinnerung noch gut genug, und weiß auch, dass, wenn ich eine Weinkarte oder einen Bleistift zur Hand nahm, diese Gegenstände aus meinen Fingern gezogen wurden. Ich erinnere mich, Gespräche von wilden Abenteuern unter den Pawnee, Comanchen und Blackfeet angehört zu haben, bis ich von Interesse erfüllt wurde und einen Enthusiasmus für das Prärieleben zu fühlen begann. Hierauf fragte mich einer, ob ich nicht Lust hätte, mich einer Reise anzuschließen. Darauf hielt ich eine Rede und

schlug vor, meine neuen Bekannten auf ihrer nächsten Reise zu begleiten. Darauf sagte St. Vrain, dass ich der rechte Mann für ihr Leben sei, was mir sehr gefiel. Dann sang jemand ein spanisches Lied, ich glaube zur Gitarre, und ein anderer tanzte einen indianischen Kriegstanz. Danach erhoben wir uns alle und sangen im Chor das Lied vom Sternenbanner. Von da an weiß ich weiter nichts, als dass ich am folgenden Morgen mit einem Kopfschmerz erwachte, der mir den Kopf zersprengen zu wollen schien.

Ich hatte kaum noch Zeit gehabt, eine Reflexion über meine Torheiten vom vergangenen Abend anzustellen, als sich die Tür öffnete und St. Vrain mit einem halben Dutzend meiner Tischgenossen in mein Zimmer stürmte. Ihnen folgte ein Kellner, der mehrere große, mit Eis und einer blassbernsteinfarbigen Flüssigkeit gefüllte Gläser trug.

»Ein Sherry Cobbler, Mr. Haller«, rief der eine, »das Beste auf der Welt für Sie. Leeren Sie ihn, mein Junge, es wird Sie in einem Eichhörnchensprung abkühlen.«

Ich trank die erquickende Flüssigkeit, wie es verlangt wurde.

»Nun, mein lieber Freund«, sagte St. Vrain, »fühlen Sie sich nicht um hundert Prozent wohler? Aber sagen Sie mir, ob Sie es ernst meinten, als Sie davon sprachen, mit uns einen Zug über die Ebenen zu machen? Wir brechen in einer Woche auf. Es wird mir leidtun, mich so bald von Ihnen trennen zu müssen.«

»Aber ich habe es ernst gemeint. Ich gehe mit Ihnen, wenn Sie mir nur zeigen wollen, wie ich es anfangen soll.«

»Nichts leichter als das! Kaufen Sie sich ein Pferd.«

»Ich habe eins.«

»Dann einige grobe Kleidungsstücke, eine Büchse, ein

Paar Pistolen ...«

»Halt, halt! Ich habe alle diese Dinge. Das ist es nicht, worauf ich hindeute, sondern dies: Sie, meine Herren, bringen Waren nach Santa-Fé, Sie verdoppeln oder verdreifachen Ihr Kapital mit denselben. Nun habe ich auch zehntausend Dollars hier auf einer Bank liegen. Was sollte mich hindern, den Vorteil mit dem Vergnügen zu verbinden und mein Geld ebenso anzulegen wie Sie?«

»Nichts, nichts! Eine gute Idee«, antworteten mehrere.

»Nun, wenn dann einer von Ihnen die Güte haben will, mit mir zu gehen und mir zu zeigen, welche Arten von Waren ich für den Markt von Santa-Fé anschaffen soll, so werde ich seine Weinrechnung bei Tisch bezahlen, und das ist keine Kleinigkeit, wie ich denken sollte.«

Die Präriemänner lachten, erklärten, dass sie alle mit mir einkaufen gehen wollten, und nach dem Frühstück brachen wir Arm in Arm en masse auf.

Bis zum Dinner hatte ich bereits fast meinen ganzen verfügbaren Fonds in gedruckten Callico, langen Messern und Spiegeln angelegt, und nur so viel behalten, um in Independence, dem Punkt, von wo wir zu den Prärien aufbrechen wollten, einen Maultierwagen zu kaufen und Gespannführer zu mieten.

Einige Tage darauf dampfte ich mit meinen Gefährten den Missouri hinauf, um den Weg über die pfadlosen Prärien des fernen Westens anzutreten.

Drittes Kapitel

Das Präriefieber

Nach einer Woche, die wir in Independence mit Einkaufen von Maultieren und Wagen zugebracht hatten, schlugen wir den Weg über die Ebenen ein. Die Karawane bestand aus hundert Wagen und beinahe doppelte Anzahl von Gespannführern und Dienern. Zwei von den Fuhrwerken enthielten meinen ganzen Plunder und zu ihrer Leitung hatte ich ein paar Leute, dürre, langhaarige Missourier, gemietet. Überdies hatte ich einen kanadischen Reisenden Namens Godé, als eine Art von Diener oder Gesellschafter, engagiert.

Wo sind die glatten Stutzer aus dem Planters Hotel? Man sollte glauben, dass sie zurückgeblieben wären, da es hier nur Männer mit Jagdhemden und breitkrepfigen Hüten gibt. Ja, aber unter diesen Hüten erkennen wir ihre Gesichter, und unter diesen Hemden haben wir dieselben jovialen Burschen wie vorher. Das seidenglatte Schwarz und die Diamanten sind verschwunden, denn jetzt befinden sich die Händler im Präriekostüm. Ich will mich bemühen, eine Idee von dem Äußeren meiner Gefährten zu geben, indem ich das meine beschreibe, da ich ziemlich ebenso gekleidet bin.

Ich trage ein Jagdhemd aus gegerbtem Hirschleder. Es ist ein Kleidungsstück, dessen Schnitt sich dem einer antiken Tunika mehr nähert, als irgendeinem anderen, dessen ich mich entsinnen könnte. Es ist in hellgelber Farbe, schön genäht und gestickt und die Kapuze - denn es hat eine Kapuze - mit aus dem Leder selbst geschnittenen Fransen ge-

ziert. Auch der untere Saum hat eine ähnliche Fransenborte und hängt tief herab. Ein paar Reithosen, aus Scharlachtuch bedecken meine Beine bis an die Schenkel, und unter diesen trage ich starke Tuchbeinkleider, schwere Stiefel und schwere Messingsporen. Ein buntes Baumwollhemd, ein blaues Halstuch, und ein breiter, runder Guayaquilhut vervollständigen mein Alltagskostüm. Hinter mir, auf meinem Sattel, ist ein hellroter Gegenstand, der in zylindrischer Form zusammengerollt ist, merklich. Dies ist mein Mockinnow, ein großer Liebling von mir, denn es ist bei Nacht mein Bett und zu anderen Zeiten mein Überrock. In der Mitte befindet sich ein kleiner Schlitz, durch den ich bei kaltem oder regnerischem Wetter den Kopf stecken kann, wodurch ich bis auf die Knöchel bedeckt bin.

Wie schon erwähnt, sind meine Gefährten ähnlich gekleidet. In der Decke oder den Beinkleidern mag eine Farbenverschiedenheit obwalten, oder das Hemd aus anderem Material sein, aber die von mir beschriebene Kleidung kann als Charakterkostüm gelten.

Wir sind alle so ziemlich gleich bewaffnet und equipiert. Für meinen Teil kann ich sagen, dass ich bis an die Zähne bewaffnet bin. In meinen Halftern trage ich ein paar von den großen Colt-Revolvern, die jeder sechs Schuss enthalten. In meinem Gürtel befindet sich ein zweites Paar kleinerer Art, mit fünf Schüssen jeder, außerdem habe ich eine leichte Büchse, was in allem dreiundzwanzig Schuss ausmacht, die ich in ebenso vielen Zeitpunkten abgefeuert gelernt habe.

Für den Fall, dass ich mit allem diesen nichts ausrichten kann, trage ich in meinem Gürtel eine lange, schimmernde Klinge, die man ein Bowiemesser nennt. Dieses Letztere ist

mein Jagdmesser, mein Speisemesser, kurz, ein Messer für jede mögliche Gelegenheit. Als Munitionsstücke habe ich eine Jagdtasche und ein Pulverhorn, welche beide unter dem rechten Arm hängen, ferner besitze ich eine große Kürbisflasche und für meine Rationen einen Futtersack. So geht es allen meinen Gefährten.

Aber wir sind auf verschiedene Weise beritten. Die einen reiten Sattelmaultiere, die anderen einen Mustang, während einige ihre amerikanischen Lieblingspferde mitgebracht haben. Zu dieser Zahl gehöre ich. Ich reite einen dunkelbraunen Hengst, mit schwarzen Beinen und einer Schnauze in der Farbe des verwelkten Farnkrautes. Er ist ein halber Araber und in den vollkommenen Proportionen. Er heißt Moro, ein spanischer Name, welchen ihm der louisianische Pflanzer gegeben hat, von dem ich ihn kaufte. Ich habe den Namen beibehalten, und er hört gut darauf. Er ist kräftig, schnell und schön. Viele von meinen Freunden fanden unterwegs an ihm Gefallen und boten mir einen großen Preis für ihn. Aber das lockt mich nicht, denn mein Moro dient mir gut, er wird mir mit jedem Tage lieber. Mein Hund Alp, ein Bernhardiner, den ich von einem Schweizer Auswanderer in St. Louis gekauft habe, erhält kaum ein Zehntel meiner Liebe.

Ich finde beim Durchblicken meines Notizbuches, dass wir wochenlang durch die Prärie reisten, ohne dass etwas Ungewöhnliches vorgefallen wäre. Für mich waren meine Umgebungen interessant genug, und ich erinnere mich keines merkwürdigeren Gemäldes, als der langen Karawane aus Wagen, den Schiffen der Prärie, wie sie sich über die Ebene ausbreitete oder langsam eine sanfte Anhöhe hinaufkroch und mit ihren Planendecken einen schönen Kontrast

gegen das tiefe Grün der Erde bildete. Auch bei Nacht war das Lager mit seinen zusammengestellten Wagen und seinen rund umher angepflockten Pferden ein ebenso eigenümliches Gemälde. Die ganze Umgebung war mir neu und erfüllte mich mit Eindrücken eigentümlicher Art. Die Felsen waren mit hohen Hainen aus Cottonholzbäumen bedeckt, deren säulenartige Stämme ein dichtes Laubwerk mit Silberblättern stützte. Diese, an verschiedenen Punkten zusammentreffenden Haine verschlossen den Gesichtskreis und teilten die Prärien so voneinander, dass wir durch ungeheure kolossale Hecken eingefriedete Felder zu reisen schienen.

Wir setzten über eine Menge von Flüssen, die wir teils durchwateten, teils unsere Wagen über die tieferen und breiteren schwimmen ließen. Mitunter sahen wir Hirsche und Antilopen, und unsere Jäger schossen einige von diesen, aber wir waren noch nicht in den Bereich der Büffel gekommen. Einmal hielten wir einen Tag lang an, um uns in einer bewaldeten Flussniederung, wo das Gras reichlich vorhanden und das Wasser reinlich war, zu erquicken. Dann und wann mussten wir auch anhalten, um eine zerbrochene Deichsel auszubessern oder einen festgefahrenen Wagen aus seinem Schlammbett zu holen.

Ich hatte mit meiner Abteilung der Karawane nur wenig Mühe. Meine Missourier bewiesen sich als ein paar kräftige wackere Burschen, die einander aushelfen konnten, ohne aus jedem kleinen Unfall eine verzweifelte Geschichte zu machen.

Das Gras war hervorgesprossen, und unsere Maultiere und Ochsen wurden statt mager, mit jedem Tag feister davon. Moro bekam daher einen Anteil von dem Mais, den

ich in meinen Wagen mitgebracht hatte, wodurch ich meinen Liebling in trefflichem Zustand erhielt.

Als wir uns dem Arkansas näherten, sahen wir berittene Indianer in den Gebüschern verschwinden. Es waren Pawnee und mehrere Tage lang hingen Wolken aus diesen dunklen Kriegern an den Säumen der Karawane. Aber sie kannten unsere Stöcke und hielten sich in vorsichtiger Entfernung vor unseren langen Büchsen.

Wir brachten jeden Tag etwas Neues, sowohl in den Vorfällen der Reise als auch in den Eigentümlichkeiten der Landschaft.

Godé, der abwechselnd Reisender, Jäger, Trapper und Waldläufer gewesen war, hatte mir in unseren Privatunterredungen eine Einsicht in gar manche Eigentümlichkeiten der Präriekenntnis gegeben, und mich so in den Stand gesetzt, eine ganz respektable Figur unter meinen neuen Kameraden zu machen. Auch St. Vrain, dem sein offenes, warmes Benehmen bereits mein Vertrauen erworben hatte, ließ sich keine Mühe verdrießen, mir die Reise angenehm zu machen. Die wilden Galopps bei Tag und die noch wilderen Erzählungen an den nächtlichen Lagerfeuern be rauschten mich mit der Romantik meines neuen Lebens. Ich war von dem Präriefieber angesteckt worden.

Meine Gefährten sagten mir dies lachend, aber ich verstand sie damals nicht. Ich wusste später, was sie meinten. Das Präriefieber! Ja, mir wurde damals diese seltsame Krankheit eingepfht, sie wurde mit jedem Tag schlimmer. Die Träume der Heimat begannen in mir zu verschwinden und mit ihnen die illusorischen Ideen so manchen törichten Strebens. Ebenso erstarben in meinem Herzen die Lockungen der großen Städte, die Erinnerungen an milde Augen

und seidene Flechten, die Eindrücke von Liebesempfindungen, die Feinde des menschlichen Glücks. Alle erstarben, als ob sie nie gewesen wären oder ich sie nie gefühlt hätte.

Meine Kräfte, sowohl des Körpers als auch des Geistes wuchsen. Ich empfand eine Elastizität des Geistes und eine Tatkraft des Körpers, die ich noch nie gekannt hatte, ich fühlte eine Freude an der Tätigkeit. Mein Blut schien wärmer und schneller durch meine Adern zu strömen, und ich glaubte, dass meine Augen ferner reichten. Ich konnte kühn in die Sonne schauen, ohne zu zucken.

Hatte ich einen Teil des göttlichen Wesens eingesogen, welches in diesen mächtigen Einöden lebt, webt und sich regt? Wer kann dies beantworten?

Das Präriefieber! Ich fühle es jetzt noch! Während ich diese Erinnerungen niederschreibe, zucken meine Finger, um die Zügel zu erfassen. Meine Knie möchten die Flanken meines edlen Rosses pressen und ziellos über die grünen Wellen der Präriesees dahin schweifen.

Viertes Kapitel

Ein Ritt auf einem Büffelstier

Wir waren seit etwa vierzehn Tagen unterwegs, als wir, etwa sechs Meilen unterhalb der Plum-Butten, den Bogen des Arkansas erreichten, und hier wurden unsere Wagen zusammengefahren und wir lagerten uns.

Bisher hatten wir nur wenig von den Büffeln gesehen, nur von Zeit zu Zeit einen einzelnen Stier, oder höchstens zwei bis drei zusammen und diese scheu. Es war bereits die

Laufzeit, aber von den großen, liebestollen Herden war uns keine in den Weg gekommen.

»Dort!«, rief St. Vrain, »ein frischer Feistbuckel zum Abendessen!«

Wir blickten zu der von unserem Freund angedeuteten Richtung im Nordosten. Am Rand eines etwas hochgelegenen Tafellandes unterbrachen fünf dunkle Gegenstände die Linie des Horizontes. Ein Blick reichte hin. Es waren Büffel.

Wir waren eben im Begriff gewesen, unsere Sättel abzunehmen. Schnell wurden die Gurtschnallen wieder angezogen, die Steigbügel kamen herab, sprangen auf und waren augenblicklich unterwegs.

Wir waren zehn bis zwölf, die so aufbrachen - die einen, wie ich, bloß des Vergnügens der Jagd willen, während andere, die älteren Jäger, das Fleisch im Auge hatten.

Wir hatten nur einen kurzen Tagesmarsch gemacht. Unsere Pferde waren noch frisch und in dreimal so viel Minuten waren die drei Meilen, welche zwischen uns und dem Wild lagen bis auf eine reduziert. Hier wurden wir jedoch gewittert. Einige Mitglieder der Gesellschaft, gleich mir noch Neulinge auf der Prärie, waren gegen die ihnen gegebenen Ratschläge geradeaus geritten, und die Büffel spürten unsere Witterung. Als wir uns ihnen bis auf eine Meile genähert hatten, warf einer von ihnen seinen zottigen Kopf auf, schnaubte, schlug mit seinen Hufen auf den Boden, wälzte sich um und um, stand wieder auf und sprengte im vollen Jagen, von seinen vier Gefährten gefolgt, davon.

Es blieben uns jetzt zwei Verfahrensweisen: entweder die Jagd aufzugeben oder unsere Pferde anzuspornen und sie einzuholen. Das Letztere wurde getan und wir gallopierten vorwärts. Plötzlich fanden wir uns, wie es schien, vor

einer sechs Fuß hohen Lehmmauer. Es war eine Stufe zwischen zwei Tafelländern und lief rechts und links so weit das Auge reichen konnte ohne Spur einer Lücke dahin.

Dies war ein Hindernis, welches uns zum Anhalten und Nachdenken brachte. Einige schwenkten ihre Pferde herum und begannen zurückzureiten, während ein halbes Dutzend von den besser Berittenen, unter denen sich St. Vrain, ich und mein Reisender Godé befanden, da sie die Beute nicht so leicht aufgeben wollten, ihren Pferden die Sporen fühlen ließen und die Stufen hinaufsetzten.

Von diesem Punkt aus kostete es uns einen Galopp von fünf Meilen und unseren Pferden einen weißen Schweiß, um den hinteren Büffel, eine junge Kuh, einzuholen, die, von einer Kugel aus sämtlichen Büchsen der Gesellschaft durchbohrt, zusammenstürzte.

Da die Übrigen eine Strecke weit voraus waren, und wir Fleisch genug für alle hatten, hielten wir unsere Pferde an, stiegen ab und begannen das Tier zu häuten.

Diese Operation war unter den geschickten Messern der Jäger nur eine kurze. Wir hatten Muße zurückzublicken und die Entfernung, welche wir von dem Lager aus gemacht, zu berechnen.

»Volle acht Meilen!«, rief der eine.

»Wir sind dicht am Weg«, sagte St. Vrain, indem er auf ein altes Wagengleis deutete, welches die Straße der Santa-Fé-Händler bezeichnete.

»Nun?«

»Wenn wir ins Lager reiten, so werden wir morgen früh zurückreiten müssen. Es werden sechzehn Meilen extra für unsere Tiere sein.«

»Sehr wahr.«

»Nun, so wollen wir hierbleiben. Hier gibt es Wasser und Gras. Dort befinden sich Büffelfleisch und dort drüben eine ganze Wagenladung von Spänen. Wir haben unsere Decken. Was brauchen wir mehr?«

»Ich stimme für das Lager, wo wir sind.«

»Ich auch!«

»Ich auch!«

Und in der nächsten Minute flogen die Gurtschnallen auf, unsere Sättel wurden abgenommen, und unsere keuchenden Pferde weideten die krausen Büschel des Präriegrases im Kreis ihrer Cabriestos ab.

Ein kristallener Bach, ein Arroyo, wie es die Spanier nennen, floss in südlicher Richtung dem Arkansas zu. Am Ufer dieses Baches und unter einer seiner Höhen wählten wir eine Stelle für unser Biwak. Das *Bois de Vache* gesammelt, ein Feuer angezündet - und an Stäbchen gespießte Feistrippen zischten bald an der Glut.

Zum Glück hatten St. Vrain und ich unsere Flaschen bei uns. Da jede davon etwa eine Pinte reinen Cognacs enthielt, hielten wir ein ganz leidliches Abendessen. Die alten Jäger hatten ihre Pfeifen und Tabak, mein Freund und ich unsere Zigarren und wir saßen bis zu einer späten Stunde rauchend und wilden Erzählungen von Gebirgsabenteuern zuhörend, um das prasselnde Feuer.

Endlich wurden die Wachen bestimmt, die Lassos kürzer gemacht, die Picketpfähle eingetrieben. Meine Kameraden rollten sich in ihre Decken, legten ihren Kopf in die Höhlung des Sattels und schliefen bald ein.

In unserer Gesellschaft befand sich ein Mann, namens Hibbets, dem seine Gewohnheit der Schlafsucht den Spitznamen Schlafmütze verschafft hatte. Aus diesem Grund

war ihm die erste Wache als die wenig gefährliche angewiesen worden, da die Indianer selten ihre Angriffe unternehmen als bis zur Stunde des tiefen Schlafes, kurz vor Anbruch des Tages.

Hibbets war auf seinem Posten, die Höhe des Uferhanges, geklettert, von wo aus er die uns umgebende Prärie übersehen konnte.

Ich hatte vor Einbruch der Nacht eine sehr schöne Stelle am Ufer des Arroyo etwa zwanzig Schritt vom Schlafplatz meiner Kameraden bemerkt. Mir fiel es plötzlich ein, dort zu schlafen. Ich nahm meine Büchse, meinen Mockinow und meine Decke, rief der Schlafmütze zu, dass er mich im Fall eines Alarms wecken solle, und begab mich dorthin.

Der allmählich zum Arroyo hinab geneigte Boden war mit weichem, dicken, trockenen Büffelgras bedeckt und bot mir das schönste Bett dar, auf welchem je ein schlaftrunkener Sterblicher gelegen hat. Ich breitete meinen Mackinowrock darauf aus, hüllte meine Decke um mich und legte mich mit der Zigarre im Mund nieder, um mich in den Schlaf zu rauchen.

Es war eine herrliche Mondnacht - so hell, dass ich leicht die Farbe der Prärieblumen - der silbernen Euphorie, der goldenen Sonnenblume und Scharlachmalven unterscheiden konnte, welche die Ufer des Arroyo zu meinen Füßen säumten. In der Luft herrschte eine zauberische Stille, die nur von Zeit zu Zeit durch das Winseln des Präriewolfes, das entfernte Schnarchen meiner Gefährten und das Geräusch unterbrochen wurde, welches unsere Pferde beim Abweiden des mürben Grases machten.

Ich lag eine gute Weile wach da, bis mich die Zigarre an die Lippen brannte - wir rauchen sie auf den Prärien kurz

ab. Hierauf spie ich das Stümpfchen aus, legte mich auf die Seite und war bald im Land der Träume.

Ich konnte kaum einige Minuten schlafen, als ich ein sonderbares Geräusch, wie entfernten Donner oder das Brausen eines Wasserfalles empfand. Der Boden schien unter mir zu zittern.

Wir werden ein kleines Gewitter haben, dachte ich, noch immer halb träumend und halb gegen die Eindrücke von außen empfänglich. Ich schlug meine Decke enger um mich und schlief wieder ein.

Ich wurde von einem Lärm geweckt, welcher allerdings wie der Donner war, wie das Trampeln von tausend Hufen und das Brüllen von tausend Ochsen.

Die Erde zitterte und hallte wider. Ich konnte das Geschrei meiner Kameraden, die Stimmen St. Vrains und Godés hören, von denen der Letztere ausrief: »Sacré! Monsieur, gare les bouffles.«

Ich sah, dass sie die Pferde zusammengeholt hatten und sie eilig unter den Uferhang brachten. Ich sprang auf und warf meine Decke beiseite. Vor mir befand sich ein furchtbares Schauspiel. Nach Westen zu schien, so weit das Auge reichen konnte, die Prärie in Bewegung zu sein. Über ihre wellenförmigen Umrisse rollten schwarze Wogen, als ob ein Vulkan seine Lava über die Ebene ausgieße. Tausend helle Punkte blitzten und schwankten, wie Feuerfunken, der sich bewegenden Oberfläche entlang. Der Boden erzitterte. Männer schrien, Pferde bäumten sich an ihren Leinen und wieherten wild. Mein Hund lief bellend und heulend um mich her.

Einen Augenblick glaubte ich zu träumen, aber das Schauspiel war zu wirklich, um für eine Vision gehalten

werden zu können. Ich sah den Stand der schwarzen Welle keine zehn Schritte mehr von mir und immer noch näher kommen.

Jetzt - erst jetzt erkannte ich die zottigen Mähnen und glühenden Augen der Büffel.

Gott im Himmel, ich bin auf ihrem Weg! Sie werden mich zu Tode stampfen!

Es war zu spät, um durch das Laufen eine Flucht zu versuchen. Ich ergriff meine Büchse und feuerte auf den Vordersten der Herde. Die Wirkung meines Schusses war nicht merklich. Das Wasser des Arroyo wurde in mein Gesicht gespritzt, ein mächtiger, den übrigen vorauslaufender Stier stürzte sich wütend und schnaubend über den Bach und den Abhang herauf. Ich wurde erhoben und hoch in die Luft geschleudert. Der Stoß warf mich rückwärts, ich fiel auf eine sich bewegende Masse. Ich fühlte mich weder verletzt noch betäubt, wohl aber auf den Rücken mehrerer Tiere, die in der dichten Herde nebeneinander liefen, vorwärts getragen. Sie brüllten, über ihre sonderbare Last erschreckt, laut auf und eilten der vordersten Linie zu. Ich wurde von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, entschied mich für das am besten unter mir Befindliche, ließ meine Beine rittlings an seiner Seite herabfallen, fasste seinen Buckel und hielt mich an dem langen Wollhaar auf seinem Hals fest.

Das Tier wurde von seinem Entsetzen zur Flucht angetrieben, stürzte sich vorwärts und führte in Kurzem die Herde an.

Dies war gerade das, was ich wünschte und vorwärts ging es über die Prärie - der Stier mit Aufbietung aller seiner Kraft - und ohne Zweifel in dem Glauben, dass er einen Panther oder eine wilde Katze zwischen seinen Schultern

sitzen habe.

Ich wollte ihm diesen Glauben nicht nehmen und zog, damit er mich nicht für ganz unschädlich halten und stehen bleiben sollte, mein Bowiemesser, welches mir gerade sehr bequem stak, heraus und stachelte ihn jedes Mal, wenn er Symptome von Ermattung zeigte, auf. Bei jeder frischen Berührung des Sporns brüllte er und lief mit verdoppelter Schnelligkeit vorwärts.

Meine Gefahr war immer noch ungemein groß. Die Herde kam mit einer Front von beinahe einer Meile hinter mir heran. Ich würde über sie nicht haben herauskommen können, wenn der Stier stehen geblieben wäre und mich auf der Prärie gelassen hätte.

Trotz der Gefahr, worin ich mich befand, konnte ich doch der Neigung zum Lachen über meine komische Lage nicht widerstehen. Es war mir, als ob ich einer Komödie zusähe.

Wir kamen durch ein Präriehundedorf. Hier glaubte ich, dass das Tier sich umwenden und zurücklaufen würde. Dies brachte meine Heiterkeit zu einer plötzlichen Pause. Aber der Büffel läuft gewöhnlich in einer Bienenlinie. Zum Glück machte der meine keine Ausnahme von dem Gesetz.

Vorwärts ging es, trotzdem, dass er bis an die Knie einsank. Er warf den Staub von den kegelförmigen Hügeln auf und schnaubte und brüllte vor Wut und Schrecken.

Die Plum-Butten lagen direkt in der Linie unseres Laufes. Ich hatte dies vom Anfang an gesehen und wusste, dass ich sicher sein würde, wenn ich sie erreichen könne. Sie waren etwa drei Meilen von der Uferhöhe, wo wir gelagert hatten, entfernt, kamen mir aber auf meinem Ritt wie zehn vor.

Ein kleiner Hügel erhob sich, um mehrere Hundert Schritte näher als die Haupthöhen, über die Prärie. Auf die-

se stachelte ich den schäumenden Stier zu, sodass er mich bis hundert Schritte vor ihren Fuß brachte.

Es wurde Zeit, von meinem dunklen Gefährten Abschied zu nehmen. Ich hätte ihn töten können, während ich auf seinem Rücken lehnte. Mein Messer ruhte auf dem verwundbarsten Teil seines ungeheuren Körpers.

Nein, ich würde jenen Büffel selbst um den Koh-i-nur nicht getötet haben.

Ich machte meine Finger aus seinem dicken Vlies los, glitt über seinen Schwanz hinab und lief, ohne ihm gute Nacht zu sagen, so schnell ich konnte der Anhöhe zu. Ich kletterte hinauf, setzte mich auf ein Felsstück und blickte auf die Prärie hinab.

Der Mond schien immer noch hell. Mein Reittier war nicht weit von der Stelle, wo ich ihn verlassen hatte, stehen geblieben und starrte mit dem Ausdruck hoher Verblüffung zurück. Sein Anblick hatte etwas so Komisches, dass ich laut lachen musste, während ich sicher auf der Anhöhe saß.

Ich blickte nach Südwest. So weit das Auge reichen konnte, war die Prärie schwarz und in Bewegung. Die lebende Welle wälzte sich heran und auf mich zu, aber ich konnte sie jetzt in Sicherheit beobachten. Die Myriaden von wie phosphorisch schimmernden Augen blitzten mir nicht mehr Entsetzen zu.

Die Herde war immer noch eine halbe Stunde entfernt. Ich glaubte schnelle Lichtblitze zu sehen und den Knall von Gewehren an ihrem linken Rand zu hören, war aber meiner Sache nicht gewiss. Ich hatte über das Schicksal meiner Kameraden nachzudenken begonnen, und dies gab mir die Hoffnung, dass sie sicher seien.

Die Büffel näherten sich der Butte, auf welcher ich saß, und trennten sich, sobald sie das Hindernis bemerkten, plötzlich in zwei große Bänder, welche rechts und links um dieselbe dahinjagten. Was mir in diesem Augenblick am merkwürdigsten vorkam, war, dass mein Stier - mein Reittier - statt zu warten, bis seine Kameraden herangekommen sein würden und sich unter die Vordersten einzureihen, plötzlich den Kopf aufwarf und hinweg galoppierte, als ob ihn eine Bande von Wölfen verfolge. Er lief der äußeren Seite der Herde zu. Als er den Punkt erreicht hatte, welcher ihn über den Seitenrand hinaus brachte, konnte ich sehen, wie er sich den Übrigen anschloss und mit ihnen weiter lief.

Diese sonderbare Taktik meines früheren Gefährten war mir zu jener Zeit unerklärlich, und ich erfuhr später, dass sie von seiner Seite sehr strategisch klug gewesen war. Wenn er dort, wo ich mich von ihm trennte, geblieben wäre, so würden die vorderen Stiere ihm beim Herankommen für ein Individuum eines anderen Stammes gehalten und ihn jedenfalls mit ihren Hörnern durchbohrt und zerstampft haben.

Ich saß beinahe zwei Stunden lang auf dem Felsen und beobachtete stumm den an mir vorüberrauschenden schwarzen Strom. Ich war auf einer Insel inmitten eines schwarzen glänzenden Meeres. Einmal kam es mir vor, als bewege ich mich, als segelte die Butte vorwärts, während die Büffel stehen blieben. Es schwindelte mir und ich sprang auf meine Füße, um die seltsame Täuschung zu verschuchen.

Der Strom wälzte sich vorwärts und endlich waren die hinteren Nachzügler vorüber. Ich stieg vom Hügel herab

und begann mich über die schwarze zerstampfte Erde hinwegzutasten. Was vor Kurzem grüner Rasen gewesen war, zeigte jetzt das Aussehen eines frisch gepflügten, von Ochsen gespannten zerstampften Bodens.

Eine Anzahl von weißen Tieren, welche einer Schafherde ähnelten, zog in meiner Nähe vorüber. Es waren Wölfe, die an den Säumen der Büffelherde hineilten.

Ich lief in südlicher Richtung dahin. Endlich hörte ich Stimmen und konnte im hellen Mondschein mehrere Reiter in Kreisen über die Ebene galoppieren sehen. Ich schrie »Holla!« Eine Stimme antwortete der meinen und einer von den Reitern galoppierte heran. Es war St. Vrain.

»Ei, Gott behüte uns, Haller!«, rief er, indem er anhielt und sich aus seinem Sattel bückte, um mich besser betrachten zu können. »Sind Sie es oder ist es Ihr Geist. So wahr ich hier sitze, es ist der Mann selbst, und gesund und wohl?«

»Ich habe mich nie wohler gefühlt.«

»Aber woher kommen Sie - aus den Wolken? Vom Himmel? Woher?« Seine Fragen wurden von den übrigen wiederholt, die mir in diesem Augenblick die Hände schüttelten, als ob sie mich seit einem Jahr nicht gesehen hätten.

Godé schien unter der ganzen Gesellschaft der Verblüffteste zu sein.

»Monsieur überrannt - von einer Million verdammter Büffel zerstampft - et pas port! Cr-r-ré matin.«

»Wir suchten nach Ihrem Körper oder vielmehr nach seinen Überbleibseln!«, sagte St. Vrain. »Wir hatten jeden Fuß breit der Prärie auf eine Meile in der Runde durchsucht und waren beinahe zu dem Schluss gelangt, dass die wütenden Tiere Sie verzehrt hätten.

»Den Herrn verzehrt - nein, drei Millionen Büffel würden mich nicht verzehren - mon dieu! Ha, Schlafmütze soll zum Teufel gehen.«

Dieser Ausruf des Kanadiers richtete sich auf Hibbet, der meine Kameraden nicht von der Stelle, wo ich lag, benachrichtigt und mich auf diese Weise in eine so gefährliche Lage versetzt hatte.

»Wir sahen, wie Sie in die Luft geschleudert wurden«, fuhr St. Vrain fort, »und wie Sie mitten in die dichteste Masse fielen. Dann gaben wir Sie natürlich auf. Aber wie im Namen Gottes sind Sie davon gekommen?«

Ich erzählte meinen verwunderten Kameraden mein Abenteuer.

»Par dieu!«, rief Godé. »Un garçon très pizarre - une aventure très merveilleuse.«

Von jener Stunde an wurde ich auf den Prärien als ein Kapitän betrachtet.

Meine Kameraden hatten gute Arbeit gemacht, wie es ein Dutzend auf der Ebene liegender dunkler Gegenstände bewies. Sie hatten meine Büchse und meine Decken, von denen die Letztere in die Erde gestampft gewesen war, gefunden.

St. Vrain hatte noch einige Tropfen in seiner Flasche, und nachdem wir diese getrunken und die Wache wieder ausgestellt hatten, kehrten wir zu unseren Präriebetten zurück und durchschliefen die Nacht.

Fünftes Kapitel

Eine schlimme Lage

Einige Tage darauf stieß mir ein zweites Abenteuer zu und ich begann zu denken, dass ich zu einem Helden unter den Gebirgsmännern bestimmt sei.

Eine kleine Abteilung von den Kaufleuten, worunter auch ich mich befand, war der Karawane vorausgezogen. Es war unsere Absicht, ein paar Tage vor den Wagen in Santa Fe anzukommen, um mit dem Gouverneur alles zu ihrem Einzug in die Provinz vorzubereiten. Wir schlugen den Weg über den Cimarron ein.

Unsere Reise führte etwa hundert Meilen durch eine öde Wüste, ohne Wild und fast ohne Wasser. Die Büffel waren bereits verschwunden und die Hirsche ebenso selten. Wir mussten uns mit dem gedörrten Fleisch begnügen, welches wir aus den Ansiedlungen mitgebracht hatten. Wir befanden uns in der Beifußwüste. Dann und wann konnten wir eine einzelne Antilope vor uns aufspringen sehen, aber sie hielten sich stets fern, außer Schussweite. Auch sie schienen ungewöhnlich scheu zu sein.

Als wir am dritten Tag, nachdem wir die Karawane verlassen hatten, in der Nähe des Cimarron hin ritten, glaubte ich, den gehörnten Kopf hinter einer Anschwellung der Prärie verschwinden zu sehen. Meine Gefährten waren zweiflerisch und wollten nicht mit mir gehen, weshalb ich allein vom Weg abschwenkte und aufbrach. Einer von den Zurückgebliebenen – denn Godé war bei der Karawane – nahm meinen Hund an sich, da ich ihn nicht mitnehmen wollte, um die Antilopen nicht aufzuscheuchen. Mein

Pferd war frisch und gutwillig, und ich wusste, dass ich, mochte ich auch unglücklich auf der Jagd sein oder nicht, die Gesellschaft bis zur Lagerzeit leicht einholen konnte.

Ich steuerte direkt auf die Stelle zu, wo ich den Gegenstand gesehen hatte, und sie schien nur etwa eine halbe Meile vom Weg entfernt zu sein. Sie war aber weiter, was in der kristallinen Atmosphäre jener hochliegenden Gegend eine gewöhnliche Augentäuschung ist.

Der seltsam geformte Hügelrücken – ein *couteau des prairies* im Kleinen – zog von Osten nach Westen, quer durch die Ebene. Ein Teil seiner Höhe war mit einem Kaktusdickicht bedeckt. Auf dieses Dickicht ritt ich zu.

Ich stieg am Fuß der Anhöhe ab, führte mein Pferd lautlos unter die Kaktuspflanzen hinauf und band es an einen von den Zweigen. Hierauf schlich ich vorsichtig durch die dornigen Blätter auf die Stelle zu, wo ich das Wild gesehen zu haben glaubte.

Zu meiner Freude war es nicht bloß eine Antilope, sondern ein Paar von diesen schönen Tieren ästen ruhig, aber leider zu weit entfernt, um von meiner Büchse erreicht zu werden. Sie waren volle dreihundert Schritte von mir auf einem glatten, begrünten Abhang. Ich hatte nicht einmal einen Salbeibusch zur Deckung, wenn ich versuchen sollte, mich ihnen zu nähern. Was war zu tun?

Ich lag mehrere Minuten da und dachte über die verschiedenen Kunstgriffe nach, welche die Jäger zum Fangen der Antilope kennen. Sollte ich ihren Ruf nachahmen? Sollte ich mein Taschentuch schwenken und sie heranzulocken versuchen?

Ich sah, dass sie dafür zu scheu waren, denn sie warfen in kurzen Zwischenräumen ihre graziösen Köpfe auf und sa-

hen sich forschend um. Ich erinnerte mich an die rote Decke auf meinem Sattel. Ich konnte diese auf die Kaktusbüschel hängen – vielleicht lockte sie diese an.

Ich hatte keine Alternative und wendete mich, um die Decke zu holen, als plötzlich mein Auge auf einer lehmfarbenen Linie ruhen blieb, die jenseits der Stelle, wo die Tiere ästeten, quer über die Prärie lief. Es war eine Unterbrechung der Oberfläche der Ebene, ein Büffelweg – oder das Bett eines Arroyo – und in beiden Fällen gerade die Bedeckung, welche ich brauchte – denn die Tiere waren keine hundert Schritte davon entfernt und kamen ihr immer noch näher. Ich schlich aus dem Dickicht zurück und lief an dem Abhang bis zu einem Punkt, wo ich bemerkt hatte, dass der Hügelrücken bis zu dem Niveau herabgesunken war. Hier sah ich mich zu meiner Überraschung am Ufer eines breiten Arroyo, dessen klares, seichtes Wasser langsam über ein Bett aus Sand und Kalk lief.

Die Ufer waren niedrig – nicht mehr als drei Fuß über der Wasserfläche, außer an der Stelle, wo der Hügelrücken an den Bach stieß. Hier befand sich ein ziemlich hoher Uferand, um dessen Fuß ich eilte, in das Bett hinabstieg, und aufwärts zu waten begann.

Wie ich erwartet hatte, kam ich bald an eine Krümmung, wo der Bach, nachdem er mit dem Hügelrücken parallel gelaufen war, abbog und eine Schlucht durch ihn gerissen hatte. Hier blieb ich stehen und blickte vorsichtig über das Ufer. Die Antilopen hatten sich dem Arroyo bis auf weniger als Büchenschussweite genähert, waren aber noch weit über dem Punkt, wo ich mich befand.

Sie ästeten fortwährend in aller Ruhe und ahnten keine Gefahr. Ich bückte mich von Neuem und wandelte weiter.

Es war eine schwierige Aufgabe, auf diese Weise vorwärtszugehen. Das Bett des Baches war weich und nachgiebig und ich musste langsam und leise auftreten, um das Wild nicht zu verscheuchen. Aber meine Anstrengungen wurden durch die Aussicht auf frisches Wildbret zum Abendessen angefeuert.

Nach einem langweiligen Waten von mehreren Hundert Schritten lang, kam ich einem kleinen Gebüsch aus Wermutpflanzen, die am Ufer wuchsen, gegenüber an.

Jetzt werde ich wohl hoch genug sein, dachte ich, *und dies kann mir zur Deckung dienen.*

Ich erhob meinen Körper allmählich, bis ich durch die Blätter sehen konnte. Ich befand mich an der rechten Stelle.

Ich legte meine Büchse an die Schulter, zielte auf das Herz des Bockes und feuerte. Das Tier sprang vom Boden auf und fiel leblos zurück.

Ich war im Begriff, mich darauf zu stürzen und mich meiner Beute zu versichern, als ich bemerkte, dass die Kuh, statt davonzulaufen, wie ich erwartet hatte, zu ihrem gestürzten Männchen heranging und ihre spitze Nase an seinen Körper drückte. Sie war nicht mehr als zwanzig Schritte von mir entfernt und ich konnte deutlich sehen, dass ihr Blick ein fragender und verwirrender war. Plötzlich schien sie die traurige Wahrheit zu begreifen. Sie warf den Kopf auf und begann das kläglichste Geschrei auszustoßen, indem sie im Kreis um den Körper lief.

Ich stand schwankend da. Mein erster Impuls war der gewesen, wieder zu laden und die Kuh zu töten, aber ihre klagende Stimme drang mir ins Herz und vertrieb alle feindseligen Absichten.

Wenn ich mir hätte träumen lassen, dass ich dieses

schmerzliche Schauspiel erblicken sollte, so würde ich den Weg nicht verlassen haben.

Das Unheil war aber geschehen.

Ich habe etwas Schlimmeres getan, als sie getötet, dachte ich. *Es wird am besten sein, sie sofort niederzustrecken.*

Von diesen Gründen der für sie verderblichen Menschlichkeit bewogen, setzte ich den Kolben meiner Büchse auf und lud. Mit bebender Hand erhob ich die Waffe von Neuem und feuerte. Meine Nerven waren fest genug, um das Werk zu verrichten.

Als sich der Rauch verzog, konnte ich das kleine Geschöpf, blutend auf dem Gras, mit an dem Körper seines ermordeten Männchens ruhendem Kopfe liegen sehen.

Ich nahm meine Büchse auf die Schulter und wollte auf sie zugehen, als ich zu meinem Erstaunen fand, dass ich an den Füßen festgehalten wurde.

Es war, als ob meine Beine in einen Schraubstock gespannt wären.

Ich machte einen Versuch, um mich zu befreien, einen zweiten, noch heftigeren und ebenso erfolglos, und beim dritten verlor ich das Gleichgewicht und fiel rückwärts in das Wasser.

Halb erstickt erlangte ich meine aufrechte Stellung wieder, aber nur, um zu finden, dass ich noch ebenso festgehalten wurde wie vorher.

Abermals rang ich, um meine Beine zu befreien. Ich konnte sie weder rückwärts noch vorwärts, weder zur Rechten noch zur Linken bewegen, und bemerkte, dass ich allmählich hinabging, und erst jetzt wurde mir die furchtbare Wahrheit klar – ich versank im Treibsand.

Ich wurde von einem Gefühl des Entsetzens ergriffen. Ich

erneuerte meine Anstrengungen mit der Energie der Verzweiflung, ich lehnte mich auf die eine Seite und dann auf die andere, dass ich beinahe meine Knie aus den Gelenken riss – meine Knie blieben aber fest – ich konnte sie keinen Zollbreit bewegen.

Der weiche Sand stand bereits über meinen pferdeledernen Stiefeln und zwängte sie um meine Knöchel ein, sodass ich sie nicht ausziehen vermochte. Ich konnte fühlen, dass ich immer noch langsam, aber sicher sank, als ob ein unterirdisches Ungeheuer mich gemächlich hinabziehe.

Dieser Gedanke erfüllte mich mit neuem Entsetzen und ich rief laut nach Hilfe.

Von wem sollte ich sie erwarten? Mehrere Meilen von mir war kein Mensch – kein lebendes Wesen – ja, das Wiehern meines Pferdes antwortete mir vom Hügel und spottete meiner Verzweiflung. Ich beugte mich vorwärts, so gut es meine gezwungene Lage gestattete, und begann rasend den Sand aufzureißen. Ich vermochte kaum die Oberfläche zu erreichen und die kleine Höhlung, welche ich machte, füllte sich fast ebenso schnell wieder auf.

Plötzlich fiel mir etwas ein. Meine Büchse konnte mich, wenn ich sie horizontal legte, stützen. Ich sah mich nach ihr um – sie war nirgends zu gewahren. Sie war bereits in den Sand gesunken.

Konnte ich meinen Körper flach niederwerfen und mich am Tiefsinken verhindern? Nein, das Wasser war zwei Fuß tief, ich würde sofort ertrunken sein.

Diese letzte Hoffnung verließ mich fast ebenso schnell, als ich sie gefasst hatte. Ich konnte mich auf keinen Plan zu meiner Rettung besinnen, ich konnte keinen weiteren Versuch machen. Eine seltsame Betäubung bemächtigte sich

meiner, selbst meine Gedanken wurden gelähmt. Ich wusste, dass ich wahnsinnig wurde – für den Augenblick war ich wahnsinnig.

Nach einiger Zeit kehrte meine Besinnung zurück. Ich machte einen Versuch, meinen Geist von seiner Lähmung zu befreien, um dem Tod, den ich jetzt für gewiss hielt, entgegenzutreten, wie es einem Mann geziemt.

Ich stand aufrecht, meine Augen waren bis auf das Niveau der Prärie gesunken und ruhten auf den noch blutenden Opfern meiner Grausamkeit. Mein Herz tadelte mich. Beim Anblick erlitt ich eine Vergeltung Gottes.

Mit gedemütigten und reuigen Gedanken wendete ich mein Gesicht zum Himmel und fürchtete beinahe, dass ein Zeichen des Zorns des Allmächtigen von dort auf mich herabschauen werde. Aber nein, die Sonne schien noch eben so heiter wie sonst und die blaue Decke der Welt war wolkenlos.

Ich blickte aufwärts und betete mit einer Innigkeit, welche nur den Herzen von Männern, die sich in Lagen der Gefahr wie die meine befanden, bekannt ist.

Während ich aufblickte, erregte ein anderer Gegenstand meine Aufmerksamkeit.

Am Himmel unterschied ich die Umrisse eines großen dunklen Vogels. Ich wusste, dass er der Abdecker der Ebene, der Aasgeier, war. Woher war er gekommen? Wer weiß es. Weit jenseits des Bereichs des menschlichen Auges hatte er die getöteten Antilopen gesehen oder gespürt und senkte sich nun auf den breiten stummen Schwingen zum Schmaus der Getöteten herab.

Kurze Zeit später erschienen ein Zweiter und ein Dritter und noch viele andere an dem blauen Himmelsfeld und sie

schwenkten und kreisten schweigend der Erde zu. Hierauf kam der Vorderste auf den Rasen nieder und flatterte, nachdem er sich einen Augenblick umgeschaut hatte, zu seiner Beute.

Nach wenigen Sekunden war die Prärie von schmutzigen Vögeln geschwärzt, die auf den toten Antilopen umher kletterten und mit den Flügeln gegeneinander anschlugen, während sie mit ihren stinkenden Schnäbeln die Augen der Beute aufrissen.

Und nun kamen magere Wölfe, feige und hungrig, aus dem Kaktusdickicht geschlichen und liefen über die grünen Wellen der Prärie daher. Diese trieben nach einer kurzen Schlacht die Geier davon und zerrissen die Beute, knurrend und tückisch nacheinander schnappend.

Dem Himmel sei Dank! Davon wenigstens werde ich verschont bleiben.

Ich wurde bald von dem Anblick erlöst. Meine Augen waren unter das Niveau des Ufers gesunken. Ich hatte zum letzten Mal auf die schöne grüne Erde geblickt. Ich konnte jetzt bloß noch die lehmigen Wände sehen, zwischen welchen der Fluss dahin strömt, und das achtlos an mir vorübergleitende Wasser wahrnehmen.

Nochmals heftete ich meinen Blick auf den Himmel und versuchte, mich fromm in mein Schicksal zu ergeben.

Trotz meiner Bemühungen, ruhig zu bleiben, überkamen mich die Erinnerungen an irdische Freuden und Freunde und an die Heimat, und ließ mich von Zeit zu Zeit in wilde Paroxysmen ausbrechen und neue, aber fruchtlose Kämpfe austeilen.

Abermals wurde meine Aufmerksamkeit von dem Wiehern meines Pferdes erregt.

Ein Gedanke machte sich in meinem Geist Raum und erfüllte mich mit neuen Hoffnungen. Vielleicht mein Pferd?

Ich versäumte keinen Augenblick. Ich erhob meine Stimme, so laut ich konnte, und rief das Tier beim Namen. Ich wusste, dass es auf meinen Ruf kommen würde. Ich hatte es nur leicht angebunden. Der Kaktuszweig musste abreißen. Ich rief es abermals und in Worten, die ihm bekannt waren.

Ich lauschte mit hoch klopfendem Herzen. Auf einen Augenblick war alles still, dann hörte ich seinen schnellen Hufschlag, als ob sich das Tier bäumte und freizumachen bestrebe, dann konnte ich hören, wie es in einem taktmäßigen Galopp herankam.

Die Töne kamen näher – näher und immer deutlicher, bis das herrliche Tier auf das Ufer über mich sprang. Hier blieb es stehen, warf seine Mähne zurück und stieß ein schrilles Wiehern aus. Es war verwirrt und schaute sich laut schnaubend nach allen Seiten ringsum.

Ich wusste, dass, wenn es mich einmal gesehen hatte, es nicht eher ruhen würde, als bis es seine Nase an mein Gesicht gesteckt hätte – denn dies war seine stete Gewohnheit. Ich streckte meine Hände aus und rief von Neuem die magischen Worte.

Jetzt blickte es herab, nahm mich wahr, streckte sich und sprang in den Bach. Im nächsten Augenblick hielt ich es am Zügel.

Ich hatte keine Zeit zu versäumen. Ich senkte mich immer noch und meine Achselgruben näherten sich schnell der Oberfläche des Treibsandes. Ich erfasste das Lasso, zog ihn unter dem Sattelgurt durch und knüpfte ihn in einen festen Knoten. Hierauf machte ich aus dem herabschleppenden

Ende eine Schlinge, die ich um meinen Leib legte. Ich hatte noch zwischen dem Gebissring und dem Gurt ein Stück, welches lang genug war, um das Tier zu leiten und zurück-zuhalten, falls das Ziehen meinem Körper zu schmerzlich werden sollte.

Das Tier schien, während ich das tat, zu begreifen, was ich vorhatte. Es kannte die Natur des Bodens, auf welchem es stand. Denn während der Operation erhob es fortwährend abwechselnd die Füße, um sich am Sinken zu verhindern.

Meine Arrangements waren endlich beendet und ich gab mit einem Gefühl entsetzlicher Angst meinem Pferd das Signal, sich vorwärts zu bewegen. Statt mit einem Sprung davonzugehen, schritt das verständige Tier langsam hinweg, als verstehe es meine Lage.

Das Lasso wurde straff. Ich fühlte, wie sich mein Körper bewegte, und im nächsten Augenblick empfand ich ein wildes, unbeschreibliches Entzücken – als ich bemerkte, dass ich aus dem Sand gezogen war.

Ich sprang mit einem Freudenschrei auf, stürzte auf mein Pferd zu, schlang meine Arme um seinen Hals und küsste es eben so innig, wie ich ein Mädchen geküsst haben würde.

Es beantwortete meine Umarmungen mit einem leisen Winseln, welches mir verkündete, dass ich verstanden wurde.

Ich sah mich nach meiner Büchse um. Zum Glück war sie nicht tief gesunken und ich fand sie bald. Meine Stiefel waren noch dahinten, aber ich hielt mich mit dem Suchen nach ihnen nicht auf, da ich von einer heilsamen Scheu vor dem Ort, wo ich sie zurückgelassen hatte, ergriffen war.

Nach kurzer Zeit war ich aus dem Arroyo gestiegen, schwang mich aufs Pferd und galoppierte auf den Weg zurück.

Die Sonne war untergegangen, ehe ich in das Lager gelangte, wo ich von den Fragen meiner verwunderten Gefährten empfangen wurde.

»Haben Sie die Ziegen geschossen? Wo sind Ihre Stiefel? Haben Sie gejagt oder gefischt?«

Ich beantwortete alle diese Fragen mit der Erzählung meiner Abenteuer und war diesen Abend wieder der Held des Lagerfeuers.

Sechstes Kapitel

Santa-Fé

Nachdem wir eine Woche lang durch Felsengebirge geklettert waren, stiegen wir in das Tal des Rio del Norte hinab und gelangten in die Hauptstadt von New Mexiko, das weltberühmte Santa Fe. Am folgenden Tag traf die Karawane selbst ein, denn wir hatten auf der südlichen Straße Zeit verloren, und die Wagen, welche über den Raton Pass gezogen waren, hatten eine gute Reise gemacht.

Es wurde uns nicht schwer, sie unter der Bedingung, dass wir fünfhundert Dollar Alcavala-Steuer für jeden Wagen bezahlten, in das Land zu bringen. Dies war eine größere Erpressung als gewöhnlich, aber die Kaufleute sahen sich gezwungen, sie zu entrichten.

Santa Fe ist das Entrepot der Provinz und der Hauptsitz ihres Handels. Als wir dort anlangten, schlugen wir unser

Lager vor den Mauern auf.

St. Vrain, mehrere andere Wareneigentümer und ich nahmen unser Quartier in der Fonda, wo wir mittelst des perlenden Weines von El Paso die Mühen, die wir auf dem Weg über die Ebenen erduldet hatten, zu vergessen suchten.

Die Nacht nach unserer Ankunft wurde dem Schmausen und Zechen geweiht.

Am folgenden Morgen wurde ich durch die Stimme meines Dieners Godé geweckt, der in der trefflichsten Laune zu sein schien, und ein kanadisches Bootslied sang.

»Ah, Monsieur!«, rief er, da er mich munter sah. »Heute Abend – aujourd’hui – wird es ein Fest geben, einen Ball, was die verdammten Mexikaner Fandango nennen. Très bien Monsieur, Sie werden einen mexikanischen Fandango sicher mit großem Vergnügen sehen.«

»Nein, meine Landsleute lieben den Tanz nicht so sehr wie die Ihren.«

»C’est vrai, Monsieur, aber ein Fandango ist sehr merkwürdig. Sie werden eine Menge Bewegung sehen, Bolero und Walzer, den Waschbärtanz und noch viele andere, die alle zu einem Puchero zusammengemischt sind. Allons, Monsieur, Sie werden sehr viele hübsche Mädchen sehen, die die Augen très noir, und sehr kurze – ah, bei Gar – sehr kurze – wie nennen Sie sie auf Amerikanisch?«

»Ich weiß nicht, auf was Sie sich beziehen.«

»Ceci! Dies, Monsieur!«

Und er hielt mir den Saum seines Jagdhemdes vor.

»Par Dieu, jetzt weiß ich es. Röcke – sehr kurze Röcke – o, bei Gar! Sie werden sehen, was Sie auf einem mexikanischen Fandango sehen.

Las niñas de Durango

Conmigo bai landas,

Al Cielo saltandas,

En el Fandango - en el fan - dang - o!

Ah, hier kommt Monsieur St. Vrain - écoutez. Er geht nie zu keinem Fandango. Sacré, wie Monsieur tanzt! Wie ein Maître de ballet, aber er ist von französischem Blut, écoutez:

Al cielo saltandas

En el Fandango - en el Fan - dang - o!«

»Ha, Godé!«

»Monsieur?«

»Traben Sie hinüber zu der Cantina und betteln, borgen, kaufen oder stehlen Sie eine Flasche vom besten Paso.«

»Soll ich sie zu stehlen versuchen, Monsieur St. Vrain?«, fragte Godé mit schlauem Lächeln.

»Nein, Sie alter kanadischer Spitzbube. Bezahlen Sie dafür - hier ist das Geld - den besten Paso, hören Sie - kühl und perlend - nun voya!«

»Bon jour, mein kühner Büffelreiter! Immer noch im Bett, wie ich sehe!«

»Der Kopf tut mir zum Zerspringen weh!«

»Hahaha! Der meine auch, aber Godé holt Medizin. Man muss ein Hundehaar auf die Wunde legen. Kommen Sie, springen Sie auf.«

»Warten Sie, bis ich eine Dosis von Ihrer Medizin habe.«

»Sehr wahr, Sie werden sich dann wohler fühlen. Was meinen Sie, das Stadtleben sagt uns nicht zu, nicht wahr?«

»Nennen Sie dies eine Stadt?«

»Ja, so wird es in dieser Gegend genannt. Las ciudad de Santa Fe - die famose Stadt Santa Fe, die Hauptstadt von

New Mexiko – die Metropolis des ganzen Prärielebens – das Paradies der Kaufleute, Trapper und Spitzbuben.«

»Und dies sind die Fortschritte von drei Jahrhunderten? Ei, die Leute sind kaum über die erste Stufe der Zivilisation hinaus.«

»Sagen Sie lieber, dass sie sich auf den letzten Stufen derselben befinden. Hier in dieser abgelegenen Oase werden sie Gemälde, Gedichte, Tanz, Theater und Musik, Feste und Feuerwerke und alle kleinen Liebeskünste finden, welche den Verfall einer Nation charakterisieren. Sie werden auf eine Menge von Don Quixotes – sogenannten irrenden Rittern – Romeos ohne das Herz und Schurken ohne Mut stoßen. Sie werden viele Dinge finden, ehe Sie der Tugend oder Ehrlichkeit begegnen. Hola, muchacho!«

»Que es, Señor?«

»Hay Café?«

»Nun, so bringen Sie uns ein paar Tassen, dos tazas – hörst du? Und schnell – aprisa – aprisa!«

»Si, Señor?«

»Ha! Hier kommt der kanadische Reisende. Nun, Sie alter Nordwester, da haben Sie ja den Wein!«

»Delizioser Wein, Monsieur St. Vrain, er kommt dem französischen gleich.«

»Er hat recht, Haller – kluck! kluck! – köstlich, deliziös! Das können Sie wohl sagen, guter Godé! – kluck! kluck! Kommen Sie, trinken Sie, es wird Sie so stark wie ein Büffel machen. Sehen Sie nur, er schäumt wie eine Sodaquelle, wie die Fontaine qui bouille – nicht wahr, Godé?«

»Oui, Monsieur, ganz wie Fontaine qui bouille, bei Gar!«

»Trinken Sie, trinken Sie! Fürchten Sie sich nicht davor, es ist der reine Rebensaft. Riechen Sie das Bouquet! Kosten Sie

es. Gott, welchen Wein die Yankees dereinst aus diesen neumexikanischen Trauben keltern werden.«

»Wie! Denken Sie, dass die Yankees ein Auge auf diese Gegend haben?«

»Ob ich es denke! Ich weiß es, und warum nicht? Was nutzen diese Prärien in der Schöpfung? Sie sind nur eine Last für die Erde. Nun, Mozo, hast du den Kaffee gebracht?«

»Ya esta, Señor.«

»Hier, versuchen Sie das. Es wird Ihnen auf die Beine helfen. Kaffee können sie kochen, das spreche ich ihnen nicht ab, dazu muss man einen Spanier haben.«

»Was ist es mit dem Fandango, von dem mir Godé erzählt hat?«

»Ah, ganz recht, wir werden heute Abend einen famosen haben. Sie gehen doch natürlich mit?«

»Aus Neugier.«

»Schon gut, Ihre Neugier wird befriedigt werden. Das schnaubende, alte Meerschwein von einem Gouverneur wird den Ball mit seiner Gegenwart beehren und, wie es heißt, auch seine hübsche Señora. Das glaube ich aber nicht.«

»Warum nicht?«

»Er fürchtet zu sehr, dass einer von diesen wilden Americanos sie auf seinem Sattelbug entführen könnte. Dergleichen Dinge sind in diesem Tal schon geschehen.

Bei St. Maria, sie ist hübsch!«, fuhr St. Vrain in einem halben Selbstgespräch fort, »und ich wüsste einen Mann, der verwünschte, alte Tyrann, man darf gar nicht daran denken!«

»An was?«

»An die Art, wie er uns zur Ader gelassen hat. Fünfhundert Dollar der Wagen und ihrer hundert – machen ganze fünfzigtausend.«

»Wird er aber alles dies in die Tasche stecken? Wird nicht die Regierung ...«

»Die Regierung! Nein, alles, bis auf den letzten Heller! Er ist hier die Regierung und wird mit Hilfe dieses Geldes die armen Teufel mit einem eisernen Stab regieren – die armen Gesellen!«

»Und doch hassen sie ihn. Ist es nicht so?«

»Ihn und die Seinen! Gott weiß, dass sie Grund dazu haben.«

»Es ist seltsam, dass sie sich nicht empören.«

»Sie haben es mitunter getan. Aber was können die armen Teufel anfangen? Er hat sie, gleich allen echten Tyrannen gespalten und lässt sie den Hass ihres Herzens gegeneinander ausschütten.«

»Aber er scheint keine besonders große Armee, keine Leibgarde zu haben?«

»Leibgarde!«, unterbrach mich St. Vrain. »Schauen Sie hinaus, das ist seine Leibgarde.«

»Indios bravos! Los navajos!«, rief Godé in demselben Augenblick.

Ich sah auf die Straße hinaus. Ein halbes Dutzend langer, in gestreifte Serapen gehüllter Wilden ging eben vorüber. Ihr wildes, hungriges Aussehen und ihr langsamer, stolzer Schritt ließ sie sofort von den Indios mangos – den Wasserfahrenden, Holz fällenden Pueblos unterscheiden.

»Sind das Navajos?«

»Oui, Monsieur, oui!«, antwortete Godé, dem Anschein nach mit einiger Aufregung. »Sacré dieu – navajos – de

damnés navajos.

»Sie lassen sich nicht verkennen!«, fügte St. Vrain hinzu.

»Aber die Navajos sind die notorischen Feinde der Neumexikaner. Wie kommen sie hierher? Sind sie Gefangene?«

»Sehen sie wie Gefangene aus?«

Sie ließen allerdings weder in ihren Blicken noch in ihren Gebärden ein Zeichen von Gefangenschaft wahrnehmen. Sie schritten stolz die Straße hinauf und blickten von Zeit zu Zeit mit einer Miene wilder, herrischer Verachtung auf die Vorübergehenden.

»Warum sind sie denn hier? Ihr Land liegt doch im fernen Westen?«

»Das ist eines von den Geheimnissen von New Mexiko, über die ich Sie ein anderes Mal aufklären werde. Jetzt sind sie durch den Friedensvertrag geschützt, der sie nur so lange bindet, als es ihnen zusagt, ihn anzuerkennen. Für jetzt sind sie hier eben so frei wie Sie oder ich, sogar noch mehr, wenn es darauf ankommt. Es sollte mich nicht wundern, wenn wir sie heute Abend beim Fandango treffen.«

»Ich habe gehört, dass die Navajos Kannibalen seien!«

»Es ist wahr. Werfen Sie nur jetzt einen Blick auf sie, sehen Sie, wie sie ihre Augen an jenem runden, kleinen Bürschelchen weiden, das sie instinktmäßig zu fürchten scheint. Ein Glück für die Range, dass es heller Tag ist, sonst würde er vielleicht unter eine von jenen gestreiften Decken gezogen werden.«

»Sprechen Sie im Ernst, St. Vrain?«

»Auf mein Wort, ich scherze nicht. Wenn ich mich nicht irre, wird Godés Erfahrung das, was ich gesagt habe, bestätigen. Eh, Rumtreiber?«

»C'est vrai, Monsieur. Ich war ein Prisonnier bei der Nati-

on gewesen, nicht bei den Navajos, sondern bei den verdammten Apachen. Es kommt auf eines heraus. Ich war drei Monate bei ihnen. Ich habe gesehen, wie die sauvages eins – deux – drei enfants rôtis wie Feistrippen von Büffel-
fleisch verzehrten. C'est vrai, Monsieur.«

»Es ist vollkommen wahr. Sowohl die Apachen als auch die Navajos entführen bei ihren großen Beutezügen Kinder aus dem Tal hier, und diejenigen, welche es wissen sollten, sagen, dass die meisten von ihnen auf diese Weise verbraucht werden. Ob es als Opfer vor dem Feuergott Quetzalcoatl oder aus Vorliebe für das Menschenfleisch geschieht, hat bis jetzt noch niemand bestimmen können. Trotz der Nähe ihres Wohnsitzes ist tatsächlich nur sehr wenig über sie bekannt. Wenige von den Besuchern ihrer Stadt haben Godés Glück, ihnen wieder zu entkommen, gehabt. Aus dieser Gegend wagt sich niemand über die westliche Sierra.«

»Und wie kommt es, Monsieur Godé, dass Sie Ihren Skalp von dort gerettet haben?«

»Pourquoi, Monsieur? Je ne l'ai plus! Ich habe nicht die Skalplocke, was die Yankee Trapperhaar nennen. Meine Skalplocke ist von einem Barbier in St. Louis fabriziert – voilà, Monsieur.«

Bei diesen Worten nahm der Kanadier seine Mütze, und mit derselben das ab, was ich bisher als schön gelocktes Haar betrachtet hatte, was sich aber jetzt als eine bloße Perücke erwies.

»Nun, Monsieur!«, rief er in guter Laune, »wie haben die Wilden meine Skalplocke genommen? Les damnés Indiens. Haben mich nicht halten können. Sacré!«

St. Vrain und ich vermochten unser Gelächter über das

veränderte komische Aussehen des Kanadiers nicht zu unterdrücken.

»Kommen Sie, Godé. Das Mindeste, was Sie darauf tun können, ist, dass Sie einen Trunk tun. Hier langen Sie zu.«

»Très obligé, Monsieur St. Vrain, je vous remercie.«

Und der ewig durstige Reisende stürzte den Nektar von El Paso hinab, als ob es frische Milch gewesen wäre.

»Kommen Sie, Haller, wir müssen zu den Wagen eilen. Zuerst die Geschäfte, dann das Vergnügen, wie wir es hier unter diesen Ziegelhaufen finden können. Wir wollen uns aber in Chihuahua einen Spaß machen.«

»Und denken Sie, dass wir dorthin gehen werden?«

»Ganz gewiss, man bedarf hier nicht den vierten Teil unserer Waren. wir müssen sie zum Hauptmarkt bringen. Al-lons, in das Lager!«

Siebttes Kapitel

Der Fandango

Am Abend saß ich in meinem Zimmer und wartete auf St. Vrain. Ich hörte von Weitem seine Stimme.

»Las niñas de Durango

Connmigo bai landas

Al cielo saltandas!

Ha! Sind Sie bereit, mein kühner Reiter?«

»Noch nicht ganz. Setzen Sie sich eine Minute und warten Sie.«

»Nun, so beeilen Sie sich, das Tanzen hat schon angefangen. Ich komme soeben von dort. Was? Ist das Ihre Ballklei-

dung? Ha, ha, ha!«, bemerkte St. Vrain lachend, als er mich einen blauen Rock und ein Paar dunkle Pantaleons in leidlich gutem Zustand auspacken sah.

»Nun ja«, antwortete ich, indem ich aufsah. »Was finden Sie daran zu tadeln? Ist das aber Ihre Ballkleidung?«

In der gewöhnlichen Kleidung meines Freundes hatte keine Veränderung stattgefunden. Vor mir erblickte ich das befranzte Jagdhemd mit den ledernen Beinkleidern, dem Gürtel, dem Bowiemesser und den Pistolen.

»Ja mein Stutzer, das ist mein Ballanzug. Etwas Geringeres tut es nicht, und wenn Sie meinen Rat annehmen wollen, so werden Sie tragen, was Sie auf Ihrem Rücken haben. Wie würde sich Ihr langschößiger blauer Rock mit einem breiten Gürtel und dem Bowiemesser um den Leib geschnallt ausnehmen? Ha, ha, ha!«

»Aber warum soll ich den Gürtel und das Bowiemesser nehmen? Sie werden doch sicher nicht auf diese Weise mit Ihren Pistolen in den Ballsaal gehen?«

»Aber wie soll ich sie sonst tragen? Etwa in meinen Händen?«

»Lassen Sie sie hier.«

»Ha, ha, ha! Das würde ein grünschnäbliger Streich sein. Nein, nein – einmal gebissen, zweimal scheu! Sie werden mich nicht wieder dabei ertappen, ohne meine Sechsläufigen zu einem Fandango in Santa Fe zu gehen. Kommen Sie, behalten Sie Ihr Hemd an. Lassen Sie Ihre Beinkleider sitzen, wo sie sind, und schnallen Sie dies um. Das ist das Ballkostüm in diesem Weltteil.«

»Wenn Sie mir versichern, dass meine Kleidung *comme il faut* sein wird, so bin ich schon damit einverstanden.«

»Mit dem langschößigen blauen Rock würden Sie es nicht

sein, das kann ich Ihnen sagen.«

Der langschößige Blaue wurde sofort seiner Stelle in meinem Koffer wiedergegeben.

St. Vrain hatte recht. Als wir in das Balllokal – eine große Sala in der Nähe der Plaza – kamen, fanden wir es mit Jägern, Trappern, Kaufleuten und Gespannführern angefüllt, die alle in ihrem gewöhnlichen Gebirgsanzug umherstolzten. Unter sie hatten sich etwa vierzig bis sechzig Eingeborene und eine gleiche Anzahl von Señoritas gemischt, die man in allem ihrer Kleidung nach als Poblanas, Personen der unteren Klassen – allerdings der einzigen Klasse, die man in Santa Fe antrifft – erkannte. Als wir eintraten, hatten die meisten von den Männern ihre Sarapen abgeworfen, um den Tanz zu beginnen, und zeigten sich in dem ganzen Putz des gestickten Samts, geprägten Leders und der schimmernden Zuckerhutknöpfe. Die Frauen sahen in ihren bunten Naguas, schneeweißen Chemisettes und kleinen Atlas-Schuhen nicht weniger malerisch aus. Einige von ihnen prangten in Polkajacken, denn selbst in dieser entlegenen Gegend hatte sich der berühmte Tanz Bahn gebrochen.

»Haben Sie von dem elektrischen Telegrafen gehört?«

»No, Señor.«

»Können Sie mir sagen, was eine Eisenbahn ist?«

»Quien sabe ...?«

»Aber die Polka ...«

»Ah, Señor, la polka cosa buenita tan gracio-a! Voya!«

Das Balllokal war eine große, längliche Sala mit einer runden, an den Wänden umhergehenden Bank. Auf diese setzten sich die Tänzer, zogen ihre Maishülsen-Zigaretten heraus, schwatzten und rauchten während der Pausen zwi-

schen den Tänzen. In der einen Ecke lärmten ein halbes Dutzend von Orpheussöhnen auf Harfe, Gitarre oder Bandolon und halfen zuweilen der Musik mit einem schrillen, halb indianischen Singen aus. In einer anderen Ecke des Gemachs wurden Puros und Taos-Whisky an die durstigen Gebirgsleute, die die Sala von ihren wilden Rufen widerhallen ließen, ausgeteilt.

Ich hörte ungefähr folgende Reden:

»Hier, meine kleine Muchacha, vamos, vamos, zum Tanz! Mucho bueno? Mucho bueno? Wollen Sie?«

Dies kam von einem großen, rauen Burschen von mehr als sechs Fuß Höhe, und war an eine nette kleine Pablona gerichtet.

»Mucho bueno, Señor Americano!«, antwortete die Dame.

»Hurra! Kommen Sie mit, erst wollen wir eins trinken. Sie sind das rechte Mädchen für meinen Biber. Was wollen Sie trinken? Aguardiente oder Vino?«

»Una capitata de vino, Señor.«

»Hier, du verdammter Fettlappen, setze deinen Vino mit der Geschwindigkeit eines Eichhörnchensprunges auf. Nun, meine Kleine, auf Ihr Glück und einen guten Ehemann.«

»Gracias, Señor Americano.«

»Was, Sie verstehen das, Sie *intende* wirklich?«

»Si, Señor!«

»Hurra! Schauen Sie her, Kleine, können Sie den Bären-tanz?«

»No, entiende.«

»Sie verstehen es nicht? So geht er – auf diese Art.«

Und der plumpe Jäger begann vor seiner Dame eine Nachahmung des grauen Bären.

»Hollah, Bill!«, rief ein Kamerad, »Du wirst getrappt werden, wenn du nicht scharf ausschaust. Wie steht es mit dir, alter Gaul?«

»Ich will vor die Hunde gehen, Jim, wenn es mir nicht hier ganz quer ist!«, antwortet der Jäger, indem er seine große Pfote über die Gegend des Herzens ausbreitet.

»Fürchte dich nicht, Mann, es ist ein hübsches Mädchen.«

»Wirf einen Blick auf die Augen, wenn du kannst, und schiele einmal auf die Knöchel hinab.«

»Ein gutes Visier – ein Haufen Schinken – schlanke Spazierhölzer.«

»Ich möchte wissen, was der Alte für sie haben will. Ich bin fast toll auf eine Squaw. Ich habe keine gehabt, seit ich jenes Krähenweib am Gelbsteinfluss zurückgab.«

»Waya, Mann, du bist nicht unter Indianern. Verschaff dir die Einwilligung des Mädchens, wenn du kannst, dann wird sie dir kein Priemchen Tabak kosten.«

»Ein Hurra für den alten Missouri!«, schrie ein Gespannführer.

»Kommt, Jungens, wir wollen den Fettlappen hier einen virginischen Tanz zeigen. Räumt die Küche, alte Leute, junge Leute!«

»Los mit Hack und Spitze – Alt-Virginia wird nicht müde!«

»Viva el Governdor! Viva Armijo! Viva Armijo!«

In diesem Augenblick erregte ein Neuankömmling im Saal Sensation. Ein untersetzter, dicker, priesterartig aussehender Mann trat von mehreren anderen begleitet ein. Es war der Gouverneur mit seinem Gefolge und einer Anzahl von gut gekleideten Bürgern, die ohne Zweifel die Elite der neumexikanischen Gesellschaft bildeten. Einige von den

zuletzt Gekommenen waren Offiziere in bunten und nährisch aussehenden Uniformen, die man bald darauf im Walzer sich durch den Saal drehen sah.

»Wo ist die Señora Armijo?«, flüsterte ich St. Vrain zu.

»Ich habe es Ihnen ja gesagt, dass sie ... sie wird nicht kommen. Bleiben Sie hier – ich gehe auf kurze Zeit fort. Langen Sie eine Tänzerin zu und nehmen Sie am Spaß teil. Ich werde bald wieder da sein. Au revoir.«

St. Vrain drückte sich ohne Weiteres durch die Menge und verschwand.

Ich hatte seit meinem Eintritt in die Sala in einem einsamen Winkel des Lokals gesessen, wo mir St. Vrain Gesellschaft leistete. Ein Mann von eigentümlichem Äußeren nahm den Platz neben St. Vrain, aber tiefer, im Schatten eines Möbels, ein. Ich hatte diesen Mann beim Eintreten bemerkt und wahrgenommen, dass St. Vrain mit ihm sprach, wurde ihm aber nicht vorgestellt. Der Umstand, dass mein Freund zwischen uns saß, verhinderte mich, ihn weiter zu beobachten, bis sich der Letztere entfernt hatte. Wir waren jetzt nebeneinander und ich begann eine Art von Seitenbeobachtung seines Gesichts und seiner Gestalt, die etwas Eigentümliches, Fesselndes für mich besaßen.

Er war kein Amerikaner, was aus seiner Kleidung unzweifelhaft hervorging, und doch war das Gesicht kein mexikanisches. Seine Umrisse waren für ein spanisches Gesicht zu kühn, wenn auch die Gesichtsfarbe durch das Wetter gebräunt und rau geworden war. Er hatte das Gesicht, mit Ausnahme des Kinns, an welchem er einen kleinen, dunklen Bart trug, glatt rasiert. Das Auge, wenn ich es unter dem Schatten einer breiten Krempe recht erkannte, war blau und sanft, das Haar braun und wollig, hier und da

von einem Silberfaden durchzogen.

Dies waren keine spanischen Eigentümlichkeiten, geschweige denn spanisch-amerikanische. Ich würde meinen Nachbarn sofort anders wohin getan haben, wenn mich nicht seine Kleidung in Verlegenheit gesetzt hätte. Sie war ein rein mexikanisches Kostüm und bestand aus einer purpurnen Manga mit dunkler Samtstickerei um die Säume. Da dieses Kleidungsstück den größten Teil seines Körpers bedeckte, so konnte ich nur sehen, dass er darunter ein Paar grünsamtene Calzoneros mit gelben Knöpfen und schönen weißen Calzoncillos, die an den Säumen hervorpufften, hatte. Der untere Teil der Calzoneros war mit gepressten, schwarzen Leder besetzt, und unter diesem trug er gelbe Stiefel mit schweren Stahlsporen, deren breite Riemen, welche die Sporen festhielten und über den Fuß hinweg gingen. Diese gaben ihm das eigentümliche Aussehen, welches wir auf den Bildern gerüsteter Ritter aus der alten Zeit bemerken. Er trug einen schwarzen, breitkrepfigen Sombrero, der mit einem dicken Goldband umschlungen war. Ein Paar Quasten aus demselben Material standen der Landesmode gemäß an den Seiten hervor.

Der Mann hielt seinen Sombrero gegen das Licht herabgekrämpt, um, wie ich glaubte oder vermutete, sein Gesicht zu verbergen. Und doch war es kein hässliches – im Gegenteil, es war offen und gefällig, und ohne Zweifel hübsch gewesen – ehe die Zeit, und das was sonst seinen trüben Ausdruck veranlassen mochte, es gefurcht und bewölkt hatte. Es war dieser Ausdruck, welcher mir aufgefallen war, als ich den Mann erblickte.

Während ich diese Beobachtungen anstellte und ihn dabei verstohlen betrachtete, entdeckte ich, dass er mich auf ähn-

liche Weise und mit einem Interesse, welches dem meinen gleich zu kommen schien, beäugte. Dies veranlasste uns, uns gegeneinander umzudrehen, worauf der Fremde unter seiner Manga eine kleine mit Perlen gestickte Zigarrentasche hervorzog, sie mir graziös hinhielt und sagte: »Quiere a fumar, Cavallero?«

»Ich danke Ihnen – ja!«, antwortete ich auf Spanisch, indem ich eine Zigarre aus der Tasche nahm.

Wir hatten unsere Zigarren kaum angezündet, als der Mann sich wieder zu mir wendete und mir die unerwartete Frage stellte: »Wollen Sie Ihr Pferd verkaufen?«

»Nein.«

»Auch für einen guten Preis.«

»Um keinen Preis.«

»Ich würde Ihnen fünfhundert Dollars dafür geben.«

»Ich würde mich um das Doppelte nicht von ihm trennen.«

»Ich will Ihnen das Doppelte geben.«

»Ich habe es lieb gewonnen – es kommt mir nicht auf das Geld an.«

»Es tut mir leid, das zu hören. Ich bin zweihundert Meilen weit hergekommen, um dieses Pferd zu kaufen.«

»Dann müssen Sie uns vom Arkansas her gefolgt sein.«

»Nein ich komme vom Rio Abajo.«

»Vom Rio Abajo? Sie meinen vom unteren Teile des Rio del Norte? Dann, mein lieber Sir, ist es ein Irrtum. Sie denken, dass Sie mit einem anderen sprechen und auf ein anderes Pferd bieten.

»O nein, es gehört Ihnen – ein schwarzer Hengst mit roter Nase und langem, vollen Schweif – ein halber Araber. Er hat ein kleines Zeichen über dem linken Auge.«

Dies war allerdings die Beschreibung meines Moro und ich begann eine Art von abergläubischer Scheu vor meinem rätselhaften Nachbarn zu fühlen.

»Sehr wahr«, antwortete ich, »das ist alles richtig und ich habe den Hengst vor vielen Monaten von einem louisianischen Pflanzer gekauft. Wenn Sie soeben zweihundert Meilen weit vom unteren Teil des Rio Grande hergekommen sind, so möchte ich wissen, wie Sie etwas von mir oder meinem Pferd zu kennen vermögen.«

»Dispensad me, Cavallero. Das meinte ich nicht. Ich bin von unten hergekommen, um die Karawane zu treffen und ein amerikanisches Pferd zu kaufen. Das Ihre ist das Einzige in der Cavalcada, welches ich kaufen möchte, und wie es scheint, das Einzige, welches nicht zum Verkauf ist.«

»Es tut mir leid, aber ich habe die Eigenschaften dieses Tieres erprobt. Wir sind Freunde geworden. Ein gewöhnliches Motiv würde mich nicht bewegen, mich von ihm zu trennen.«

»O, Señor, es ist kein gewöhnliches Motiv, was mich so begierig macht, es zu kaufen. Wenn Sie wüssten, dass vielleicht ...«

Er zauderte einen Augenblick. »Aber nein, - nein - nein ...« Nachdem er einige halb zusammenhängende Worte gemurmelt, unter denen ich das *buenas noches*, Cavallero! erkennen konnte, erhob sich der Fremde mit demselben rätselhaften Wesen, welches ihn charakterisiert hatte, und verließ mich.

Ich konnte das Läuten des kleinen Glöckchens an den Rädern seiner Sporen hören, als er sich langsam durch die bunte Menge wand und in die Nacht hinausschritt.

Der leere Platz wurde bald von einer dunklen Manola

eingenommen, deren bunte Maguar, gestickte Chemisette, braune Knöchel und kleinen blauen Schuhe meine Aufmerksamkeit erregten. Dies war alles, was ich von ihr sehen konnte, mit Ausnahme des gelegentlichen Blitzens ihrer schwarzen Augen durch die Schießscharten des rebozo topodo.

Allmählich wurde meine Nachbarin großmütiger – das Spähloch erweiterte sich – und die Umrisse eines sehr hübschen und sehr maliziösen Gesichtchens zeigten sich vor mir. Das Ende der Schärpe wurde geschickt von der linken Schulter geworfen und ein nackter voller Arm, der in kleinen juwelenbesetzten Fingern endete, hing nachlässig herab.

Ich bin verschämt genug, aber beim Anblick dieses verlockenden Geschöpfes konnte ich mich nicht länger halten.

Ich bückte mich zu ihr herab und sagte in meinem besten Spanisch: »Erweisen Sie mir die Gunst, Fräulein, mit mir einen Walzer zu tanzen.«

Die schelmische kleine Manola hielt anfangs den Kopf gesenkt und errötete. Hierauf erhob sie die langen Wimpern ihrer Augen, blickte wieder auf und antwortete mit einer Stimme, die ebenso melodisch war, wie die eines Kanarienvogels.

»Con Gusto, Señor.«

»Vamonos!«, rief ich, über meinen Triumph entzückt, und wirbelte mich bald darauf mit meiner schönen Tänzerin im Walzer umher.

Wir kehrten wieder auf unsere Plätze zurück und tanzten, nachdem wir uns mit einem Glas Albuquerque, einem Stück Baumkuchen und einer Zigarette erquickt hatten, von Neuem.

Dieses angenehme Programm wurde ein halbes Dutzend mal wiederholt, nur dass die Tänze bloß zwischen Walzer und Polka abwechselten, denn meine Manola tanzte die Polka so gut, als ob sie eine geborene Böhmin gewesen wäre. An einem von meinen Fingern stak ein Fünzig-Dollar-Diamantring, von dem meine Tänzerin zu denken schien, dass er muy buenito sei. Da ihre feurigen Augen mein Herz erweichten und der Champagner eine ähnliche Wirkung auf meinen Kopf hervorbrachte, begann ich darüber nachzudenken, ob es nicht angemessen sein würde, den Diamant von dem kleinsten meiner Finger an den stärksten von den ihren übergehen zu lassen, für welchen er ohne Zweifel gerade gepasst haben würde. Plötzlich aber bemerkte ich, dass ich von einem langen, wild aussehenden Lepero - einem echten Pelade - beobachtet wurde, der uns mit seinen Augen und zuweilen in Persona nach allen Teilen des Zimmers folgte. Der Ausdruck seines Gesichts war ein Gemisch von Eifersucht und Rachsucht - und meine Tänzerin bemerkte ihn, gab sich aber, wie es mir schien, keine Mühe, denselben zu besänftigen.

»Wer ist er?«, flüsterte ich, als der Mann in seiner quadrierten Serape an uns vorüberkam.

»Este mi marido, marido, Señor - es ist mein Ehemann«, war die ruhige Antwort.

Ich schob den Ring bis dicht an die Wurzel meines Fingers hinauf und schloss meine Hand fest, wie einen Schraubstock darüber.

»Vamos a tomar otra coprida«, sagte ich, mit dem Vorsatz, meiner hübschen Poblana sobald als möglich gute Nacht zu sagen.

Der Taos-Whisky hatte jetzt seine Wirkungen auf die Tän-

zer hervorgebracht. Die Trapper und Gespannführer waren lärmend und aufrührerisch geworden, die Leperos, mit denen jetzt das Zimmer halb gefüllt war, begannen, von Wein, Eifersucht und altem Hass und dem Tanz aufgereggt, wildere und düstere Mienen zu machen. Die gefransten Jagdhemden und braunen Tuchröcke fanden vor den schwarzäugigen Majas von Mexiko Gnade – teils aus Achtung für oder der Furcht vor dem Mut, welche oft einer Liebe wie die ihre zugrunde liegt.

Obgleich die Handelskarawanen beinahe den ganzen Verkehr von Santa Fe betreiben und es offenbar im Interesse der Stadtbewohner war, mit den Händlern im guten Vernehmen zu stehen, hassten einander die beiden Rassen, die angloamerikanische und hispania-indianische, doch von ganzem Herzen, und dieser Hass zeigte sich jetzt auf der einen Seite in renommierender Verachtung – auf der anderen in gemurmelten Carajos und wilden Racheblicken. Ich plauderte mit meiner munteren Tänzerin. Wir saßen auf der Bank, wo ich mich ihr vorgestellt hatte. Bei einem zufälligen Aufblicken begegnete ein glänzender Gegenstand meinem Auge. Es schien ein bloßes Messer in den Händen eines bösen Geistes. Ich wurde nur mit einem kurzen Blick auf diesen gefährlichen Meteor beglückt und hatte mich entschlossen, den Stahl zu parieren, als mich jemand am Ärmel zog und ich beim Umschauen meinen Bekannten mit der purpurnen Manga wahrnahm.

»Dispensadme«, sagte er mit freundlichem Nicken. »Ich habe soeben erfahren, dass die Karawane nach Chihuahua weitergeht.«

»Ganz recht. Hier ist kein Markt für unsere Waren.«

»Sie gehen also natürlich weiter?«

»Gewiss, ich muss.«

»Werden Sie auf diesem Wege zurückkehren, Señor?«

»Es ist sehr wahrscheinlich – ich habe für jetzt keine andere Absicht.«

»Vielleicht würden Sie dann bereit sein, sich von Ihrem Pferd zu trennen? Sie werden in dem großen Tal des Mississippi viele ebenso gute finden.«

»Weder das eine noch das andere ist wahrscheinlich.«

»Aber Señor, wollen Sie mir, wenn Sie dazu geneigt sein sollten, versprechen, es mir anzubieten?«

»O, das will ich Ihnen gern versprechen.«

Unsere Unterhaltung wurde hier von einem ungeheuer dürren, halb betrunkenen Missouriier unterbrochen, der dem Fremden auf die Zehen trat und schrie: »He! Auf, alter Fettlappen, und gib mir einen Stuhl.«

»Y porque?«, fragte der Mexikaner, indem er seinen Fuß an sich zog und mit erstaunter Entrüstung aufblickte.

»Porki mag zum Teufel gehen! Ich bin des Springens müde, ich verlange einen Sitzplatz. Weiter ist es nichts, alter Gaul.«

In dem Benehmen dieses Mannes lag etwas so Tyrannisches und Brutales, dass ich mich zur Einmischung berufen fand.

»Nun«, sagte ich zu ihm, »Sie haben nicht das Recht, diesen Herrn seines Platzes zu berauben, viel weniger noch auf eine solche Art.«

»He, Mister! Wer zum Teufel hat verlangt, dass Sie Ihren Kopf auf tun sollen? Auf, sage ich!« Bei diesen Worten fasste er den Mexikaner am Zipfel seiner Manga, wie um ihn vom Sitz zu ziehen.

Ehe ich noch Zeit hatte, diese rohe Rede und Gebärde zu

beantworten, sprang der Fremde auf und schleuderte den Renommierten mit einem gut angebrachten Schlag zu Boden.

Dies schien das Signal zu sein, um mehrere andere Streitigkeiten zum Ausbruch zu bringen. Man stürmte in allen Teilen der Sala aufeinander ein. Trunkenes Geschrei vermischte sich mit Racherufen. Messer zuckten aus ihren Scheiden – Frauen kreischten, Pistolen blitzten und knallten und das Zimmer füllte sich mit Rauch und Staub. Die Lichter verlöschten. Man konnte in der Dunkelheit ein heftiges Ringen hören. Der Fall von schweren Körpern wurde unter Stöhnen und Flächen vernehmbar – und fünf Minuten lang waren dies die einzigen Töne.

Da ich keinen Grund hatte, auf irgendjemand besonders erzürnt zu sein, blieb ich da, wo ich mich erhoben hatte, stehen, ohne Messer oder Pistole anzuwenden, während mich meine erschreckte Maja an der Hand festhielt. Ein peinliches Gefühl in der Nähe meiner linken Schulter zwang mich plötzlich meine Tänzerin loszulassen, und ich fühlte, wie ich mit der unerklärlichen Schwäche, welche auf den Empfang einer Wunde folgt, zu der Bank schwankte. Hier sank ich in eine sitzende Positur nieder und blieb in derselben, bis der Kampf vorüber war, während ich wusste, dass ein Blutstrom über meinen Rücken hinablief und meine Kleidungsstücke durchnässte.

So saß ich, wie gesagt, bis der Kampf zu Ende war. Es wurde Licht gebracht und ich konnte eine Anzahl von Männern in Jagdhemden mit heftiger Gestikulation hin und her gehen sehen. Einige von ihnen sprachen für die Gerechtigkeit des ›Spaßes‹, wie sie es nannten, während andere, und zwar die Achtbaren unter den Händlern, ge-

gen ihn schalten. Die Leperos und Frauen waren alle verschwunden, und ich konnte bemerken, dass die Amerikaner das Feld behalten hatten. Mehrere dunkle Gegenstände lagen auf dem Boden, es waren Körper von Toten und Sterbenden. Der eine war der Missourier, der andere ein Leperos. Ich konnte nichts von meinem Bekannten sehen. Auch meine Fandanguera, *con sa marido*, war verschwunden. Als ich einen Blick auf meine linke Hand warf, kam ich zu der Überzeugung, dass auch meinem Diamantring das Gleiche widerfahren war.

»St. Vrain! St. Vrain!«, rief ich, als ich die Gestalt meines Freundes in die Tür treten sah.

»Wo sind Sie, Haller, mein alter Junge? Wie geht es Ihnen? Alles in Ordnung?«

»Ich fürchte, nicht ganz.«

»Guter Gott! Was ist das? Sie sind in die Feistrippen gestochen. Hoffentlich nicht schlimm! Herunter mit dem Hemd! Lassen Sie uns nachsehen.«

»Erst wollen wir in mein Zimmer gehen.«

»Nun, so kommen Sie, lieber Junge, lehnen Sie sich auf mich – So! So!«

Der Fandango war vorüber.

Achtes Kapitel

Seguin, der Skalpjäger

Ich habe das Vergnügen gehabt, auf dem Schlachtfeld verwundet zu werden. Ich sage das Vergnügen. Unter gewissen Umständen sind Wunden ein Genuss. Man ist auf einer

Bahre an einen sicheren Ort gebracht worden, ein Adjutant wirft sich von seinem schäumenden Pferd und verkündet, dass der Feind in voller Flucht ist, und befreit einen dadurch von der Besorgnis, von einem schnurrbärtigen Lanziere durchbohrt zu werden. Ein freundlicher Wundarzt beugt sich über einen und sagt, nachdem er eine Zeitlang an der Wunde umher gefühlt hat, dass sie nur eine Ritze ist und in ein paar Wochen wieder gut sein wird. Dann kommen Visionen von Ruhm – dem Ruhm der Armeeliste – die gegenwärtigen Schmerzen werden über der Betrachtung künftiger Triumphe – der Gratulationen von Freunden – vielleicht dem Lächeln eines Wesens, welches uns teurer als alle ist – vergessen. Von solchen Erwartungen getröstet, sinkt man auf sein raues Lager und lächelt über einen Schuss durch den Schenkel oder einen Säbelhieb über den Arm.

Ich habe diese Empfindungen gehabt. Wie ganz anders waren die Gefühle, welche mich erfüllten, während ich unter der von dem Stahl des Mörders erzeugten Wunde litt.

Meine erste Besorgnis betraf die Tiefe meiner Wunde. War sie tödlich? Dies ist gewöhnlich die erste Frage, welche sich der Mensch vorlegt, nachdem er entdeckt, dass er einen Schuss oder Stich erhalten hat. Der Verwundete kann sie nicht immer selbst beantworten. Sein Lebensblut kann bei jedem Pulsschlag aus der Arterie spritzen, während der Schmerz, welchen er eigentlich fühlt, nicht größer ist, als ein Nadelstich.

Als ich in die Fonda kam, sank ich erschöpft auf mein Bett. St. Vrain schlitzte mein Jagdhemd von der Kapuze bis zum Saum auf und begann meine Wunde zu untersuchen. Ich konnte das Gesicht meines hinter mir stehenden Freun-

des nicht sehen und wartete mit Ungeduld.

»Ist sie tief?«, fragte ich.

»Weder so tief wie ein Ziehbrunnen noch so breit wie ein Wagengleis«, war die Antwort. »Sie sind vollkommen sicher, alter Junge, wofür Sie Gott danken können und nicht dem Mann, der jenes Messer führte, denn der Bursche hat offenbar beabsichtigt, Sie abzufertigen. Es ist der Schnitt eines spanischen Messers und klafft verteufelt. Bei Gott Haller, Sie waren nahe am Auslöschen! Noch ein Zoll, und das Rückgrat wäre getroffen worden. Aber Sie sind sicher, sage ich – hier. Godé, einen Schwamm!«

»Sacré«, murmelte Godé mit einem echt gallischen Schnurren, als er ihm den nassen Schwamm überreichte.

Hierauf fühlte ich die kalte Nässe. Dann wurde eine Quantität weicher, roher Baumwolle – das beste Pflaster, das sie erhalten konnten – über die Wunde gelegt und mit Leukoplast befestigt. Ein geschickter Arzt hätte nicht mehr tun können.

»Fest wie eine Auster«, fügte St. Vrain hinzu, als er die letzte Nadel einsteckte und mich in bequeme Lage versetzte. »Was hat aber das Spektakel angefangen, und wie sind Sie dazugekommen, eine solche Figur zu spielen? Ich war, Gott sei Dank, ausgegangen.«

»Haben Sie den sonderbar aussehenden Mann bemerkt?«

»Den mit der purpurnen Manga?«

»Ja, ja!«

»Ho, kein Wunder, dass Sie sagen: den sonderbar aussehenden Mann. Er ist noch seltsamer, als er aussieht. Ich habe ihn gesehen und kenne ihn, und vielleicht könnte kein Zweiter von denen, die im Zimmer sind, das sagen. Ja, es gab noch einen«, fuhr St. Vrain mit einem eigentümlichen

Lächeln fort, »aber was ihn dorthin geführt haben kann, ist mir unerklärlich. Armijo konnte ihn nicht sehen. Aber ... fahren Sie fort.«

Ich erzählte St. Vrain mein ganzes Gespräch mit dem Fremden und die Ereignisse, welche zum Ende des Fandango geführt hatten.

»Es ist sonderbar – sehr sonderbar. Was zum Geier konnte er mit ihrem Pferd wollen? Zweihundert Meilen, und er bietet tausend Dollar?«

»Enfant de garce, Capitain (Godé hatte mich seit meinem Ritt stets Captain genannt). Wenn Monsieur zweihundert Meilen weit kommen und mille Dollars zahlen will, so muss er Moro sehr gern haben; bei Gar! Une grande passion pour le cheval! Pourquoi – warum will er ihn nicht sehr wohlfeil, warum stiehlt er ihn nicht?«

Ich erschrak bei diesen Worten und warf einen Blick auf St. Vrain.

»Mit Erlaubnis des Captain werde ich das Tier koschen«, fuhr der Kanadier fort, indem er auf die Tür zuschritt.

»Sie brauchen sich keine Mühe zu geben, alter Nordwester, soweit es jenen Herrn betrifft. Er wird Ihr Pferd nicht stehlen – obgleich das kein Grund ist, weshalb Sie Ihre Absicht nicht ausführen und das Tier koschen sollten. Es gibt Diebe genug in Santa Fe, um die Pferde eines ganzen Regiments zu stehlen. Sie werden am besten tun, es hier an der Tür zu befestigen.«

Nachdem Godé Santa Fe und seine Bewohner in ein weit wärmeres Klima, als das kanadische, gewünscht hatte, verfügte er sich nach der Tür und verschwand.

»Wer ist es?«, fragte ich, »der Mann, welcher so vieles rätselhaft an sich zu haben scheint?«

»O, wenn Sie es nur wüssten! Ich werde Ihnen später einige merkwürdige Geschichten erzählen. Diese Nacht aber nicht, Sie bedürfen keiner Aufregung mehr. Er ist der famose Seguin – der Skalpjäger.«

»Der Skalpjäger!«

»Ja. Sie haben ohne Zweifel von ihm gehört. Wenigstens würde dies der Fall sein, wenn Sie viel im Gebirge gewesen wären.«

»Ich habe von ihm gehört. – Der höllische Schurke – der Schlächter unschuldiger ...!«

Eine dunkle Gestalt bewegte sich an der Wand. Es war der Schatten eines Menschen. Ich blickte auf – Seguin stand vor mir!

St. Vrain hatte sich, als er eintrat, abgewendet und stand an dem Fenster, aus dem er blickte.

Ich war im Begriff, meiner Tirade die apostrophische Form zu geben und zu gleicher Zeit dem Mann zu befehlen, dass er mir aus den Augen gehen solle. Aber ein gewisses Etwas in seinem Blick bewog mich, stumm zu bleiben. Ich wusste nicht, ob er gehört oder verstanden hatte, auf wem sich meine schmähenden Bezeichnungen bezogen, aber in seinem Benehmen war nichts, was verraten hätte, dass dies der Fall gewesen wäre. Ich bemerkte nur dieselbe Miene, welche mich zuerst angezogen hatte – denselben Ausdruck tiefer Trauer.

Konnte dieser Mann, der verhärtete herzlose Bösewicht, von dem ich so viel gehört, der Urheber so vieler Schandtaten sein?

»Sir«, sagte er, als er sah, dass ich stumm blieb. »Ich bedaure sehr, was Ihnen widerfahren ist. Ich war die unwillkürliche Ursache Ihres Unfalls. Ist Ihre Wunde schwer?«

»Nein«, antwortete ich mit einer Trockenheit, welche ihn einigermaßen aus der Fassung zu bringen schien.

»Das freut mich«, fuhr er nach einer Pause fort; »ich bin gekommen, um Ihnen für Ihre großmütige Einmischung zu danken. Ich verlasse Santa Fe in zehn Minuten, ich muss Ihnen Lebewohl sagen.«

Er streckte seine Hand gegen mich aus. Ich murmelte: »Leben Sie wohl!« Ohne aber seine Hand zu nehmen. Die Geschichten blutdürstiger Grausamkeit, welche mit dem Namen des Mannes verbunden wurden, kamen mir in den Sinn, und ich fühlte Abscheu vor ihm.

Sein Arm blieb in seiner ausgestreckten Haltung, während ein seltsamer Ausdruck über sich sein Gesicht zu stellen begann, als er sah, dass ich zauderte.

»Ich kann Ihre Hand nicht nehmen«, sagte ich endlich.

»Und warum nicht?«, fragte er mit sanftem Ton.

»Ei, sie ist rot - rot! Hinweg, Sir - hinweg!«

Er heftete seine Augen mit einem wehmütigen Blick auf mich. Es war kein Funken von Zorn darin zu erkennen. Er zog seine Hand unter die Falten seiner Manga, stieß einen tiefen Seufzer aus, wendete sich ab und schritt langsam aus dem Zimmer.

St. Vrain, der sich gegen das Ende dieser Szene umgewendet hatte, schritt zu der Tür und blieb dort stehen, indem er ihm nachblickte. Ich konnte den Mexikaner von meinem Lager aus durch den viereckigen Patio schreiten sehen. Er hatte sich eng in seine Manga gehüllt und schritt in einer Haltung, welche die tiefe Niedergeschlagenheit verriet, davon. Im nächsten Augenblick wurde er mir unsichtbar, da er durch den Saguan auf die Straße hinaus geschritten war.

»Der Mann hat etwas wahrhaft Geheimnisvolles an sich. Sagen Sie mir, St. Vrain ...«

»Pst! Sehen Sie dorthin«, unterbrach mich mein Freund, indem er durch die offene Tür deutete.

Ich blickte in das Mondlicht hinaus. Drei Menschengestalten bewegten sich an der Mauer hin zum Eingang des Patio. Ihre hohe, eigentümliche Haltung und die Geräuschlosigkeit ihres Schritts überzeugten mich, dass sie Indianer waren. Im nächsten Augenblick waren sie in dem dunklen Schatten des Saguan verschwunden.

»Wer sind sie?«, fragte ich.

»Schlimmere Feinde des armen Seguin, als Sie es sein würden, wenn Sie ihn besser kennen. Er tut mir leid, wenn jene hungrigen Falken ihn im Dunkeln einholen. Aber nein, er verdient eine Warnung und eine hilfreiche Hand, wenn es nottut. Bleiben Sie kühl, Harry, ich bin augenblicklich wieder hier.«

Hierauf verließ mich St. Vrain, und ich konnte kurz darauf seine leichte Gestalt hastig dem Tor zuschreiten sehen.

Ich lag von Reflexionen über die Seltsamkeit der Ereignisse, welche sich um mich zuzutragen schienen, erfüllt da. Ich war etwas peinlich bewegt. Ich hatte die Gefühle eines Mannes verwundet, von dem mir kein Leid widerfahren war, und für welchen mein Freund offenbar hohe Achtung hegte.

Ein eisenbeschlagener Huf erschallte auf den Steinen vor dem Haus. Es war Godé mit meinem Pferd, und im nächsten Augenblick hörte ich ihn einen Piquetpfahl in das Pflaster hämmern.

Kurz darauf kehrte St. Vrain zurück.

»Nun«, fragte ich, »was ist Ihnen widerfahren?«

»Er ist ein Wiesel, welches nie schläft. Er hatte sein Pferd bestiegen, ehe sie ihn einholten, und war sehr bald aus ihrem Bereich.«

»Können sie ihm aber nicht zu Pferd folgen?«

»Das ist nicht wahrscheinlich. Ich möchte dafür bürgen, dass er nicht weit von hier Kameraden hat. Armijo – und er war es, der jene Schurken auf seine Fährte geschickt hat – besitzt keine Streitmacht, die ihm zu folgen wagte, wenn er in das wilde Gebirge hinauskommt. Für ihn ist nichts zu fürchten, sobald er über die Häuser hinaus ist.«

»Aber, lieber St. Vrain, sagen Sie mir, was Sie von diesem eigentümlichen Mann wissen. Ich bin sehr neugierig.«

»Nicht heute Nacht, Harry, nicht heute Nacht. Ich wünsche Ihnen weiter keine Aufregung zu verursachen, und überdies habe ich Grund, Sie jetzt zu verlassen. Auf Morgen denn – gute Nacht.«

Und mit diesen Worten überließ mein quecksilberner Freund mich und Godé einer ruhelosen Nacht.

Neuntes Kapitel

Zurückgelassen

Am dritten Tag nach dem Fandango wurde ausgerufen, dass die Karawane nach Chihuahua weitergehen würde.

Der Tag erschien, und ich war außerstande, mit ihr zu reisen. Mein Wundarzt, ein erbärmlicher Mexikaner, versicherte mir, dass es mein sicherer Tod sein würde, die Reise zu versuchen. Aus Mangel an einem widersprechenden Zeugnis war ich gezwungen, ihm zu glauben. Ich hatte kei-

ne Alternative, als in Santa Fe zu bleiben, bis die Kaufleute zurückkehren würden.

Ich nahm, mich in meinem fiebrigen Bett umherwerfend, von meinen bisherigen Gefährten Abschied. Wir trennten uns unter vielfachen Ausdrücken des Bedauerns, vor allem aber bereitete es mir Schmerz, St. Vrain, dessen muntere Gesellschaft drei Leidenstage hindurch mein Trost gewesen war, Lebewohl zu sagen. Er hatte sich als mein Freund bewiesen und es übernommen, meine Wagen zu beaufsichtigen und meine Waren auf dem Markt von Chihuahua abzusetzen.

»Härmen Sie sich nicht, Mann«, sagte er, als er Abschied nahm. »Schlagen Sie die Zeit mit Champagner El Paso tot, wir werden in einem Eichhörnchensprung wieder da sein, und verlassen Sie sich darauf, dass ich Ihnen eine Maultierladung von mexikanischen Dollar zurückbringe. Gott behüte Sie - leben Sie wohl!«

Ich konnte in meinem Bett aufrecht sitzen und von meinem Fenster aus die weißen Planen der Wagen erblicken, während der Zug über einen nahen Hügel dahinrollte. Ich hörte die knallenden Peitschen und das tiefe »Oho!« der Gespannführer. Ich sah die Kaufleute aufsteigen und ihnen nachgaloppieren, und wand mich mit einem Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit auf meinem Lager um.

Tage lang lag ich, trotz des tröstlichen Einflusses des Champagners und der rauen, aber herzlichen Aufmerksamkeit meines Kammerdieners, ruhelos auf meinem Lager.

Endlich stand ich auf, kleidete mich an und saß in meiner Ventana. Ich hatte eine gute Aussicht auf die Plaza und die anstoßenden Straßen, mit ihren Reihen von braunen Ado-

behäusern und staubigen Wegen dazwischen.

Ich blicke stundenlang auf das, was draußen vorging. Das Schauspiel war nicht ohne Neuheit und Abwechslung. Braune, hässliche Gesichter erschienen hinter den Falten schmutziger Rebozos, blitzende Blicke, unter den Krempe[n] breitrandiger Sombreros hervorgeworfen. Poblanas, mit kurzen Röckchen und bepantoffelten Füßchen, gingen an meinen Fenstern vorüber, und Gruppen von ›zahmen‹ Indianern, Pueblos, drängten sich aus den benachbarten Rancherías herein und bearbeiteten im Gehen ihre Esel. Diese brachten Körbe mit Früchten und Gemüse[n]. Sie kauerten sich auf der staubigen Plaza hinter Haufen von Kaktusfrüchten oder Pyramiden von Liebesäpfeln und Chilischoten nieder. Die Weiber, leichtherzige Höckerinnen, lachten, sangen und schnatterten beständig. Die Tortillera kniete an ihrem metate, zerquetschte den gekochten Mais, schlug ihn zu dünnen Kuchen, warf ihn auf einen erhitzten Stein und schrie dann: »Tortillas! Tortillas calientes!« Die Cocinera rührte die pfefferige Brühe von Chile colorado um, erhob dieselbe in ihrem roten Schöpflöffel und lud ihre Kunden mit den Ausdrücken »Chile bueno! Exzellente!« ein.

»Carbon! Carbon!«, schrie der Kohlenbrenner.

»Agua! Agua limpia!«, brüllte der Aguadore.

»Pan fino! Pan blanco!«, kreischte der Bäcker.

Und andere Rufe von den Verkäufern von Atole, Hueras und Lache wurden in schrillen, misstönigen Stimmen ausgestoßen. Dies waren die Klänge einer mexikanischen Plaza.

Anfangs waren sie interessant. Sie wurden monoton, dann unangenehm, und endlich quälten sie mich, und ich hörte ihnen mit einer Aufregung zu.

Nach einigen Tagen war ich imstande, zu gehen. Ich spazierte mit meinem treuen Godé aus. Wir wanderten durch die Stadt. Sie erinnerte mich an ein ungeheures Ziegelfeld, ehe die Öfen angezündet sind.

Wir stießen überall auf dieselben braunen Adoben, dieselben an die Ecken gelagerten schuftig aussehenden Leperos, dieselben nackt beinigen, bepantoffelten Dirnen, dieselben Reihen von geprügelten Eseln, dasselbe schrillende abscheuliche Geschrei.

Wir gingen an einem verfallen aussehenden Haus in einem abgelegenen Stadtteil vorüber. Unsere Ohren wurden von Stimmen aus dessen Inneren begrüßt. Wir hörten das Geschrei: »Mueran los Yankees! Abajo los Americanos!« Ohne Zweifel befand sich der Pelado, dem ich meine Wunde verdankte, unter den Schuften, die sich an die Fenster drängten. Aber ich kannte die Gesetzlosigkeit des Ortes zu gut, um Gerechtigkeit zu verlangen. Wir hörten dasselbe Geschrei in einer anderen Straße – dann wieder auf der Plaza – und Godé und ich traten mit der Überzeugung in die Fonda, dass unser öffentliches Erscheinen von Gefahr begleitet sein würde.

In meinem ganzen Leben hatte ich nie so viel an Langeweile gelitten, als damals, wo ich in diese halb barbarische Stadt eingeschlossen und innerhalb der Mauern ihrer schmutzigen Fonda beinahe gefangen gehalten wurde. Ich fühlte es um so mehr, als ich vor Kurzem noch die Gesellschaft so jovialer munterer Geister genossen hatte, und mir vorstellen konnte, wie sie in ihren Lagern an den Ufern des Rio del Norte zechten, oder wilden Gebirgs geschichten zuhörten.

Godé teilte meine Gefühle und wurde ebenso niederge-

schlagen wie ich. Der leichtsinnige Humor des Reisendes verschwand. Das Lied des kanadischen Bootsmannes war nicht mehr zu hören, aber statt seiner wurde das »Sacré!«, das »Enfant de garce!« und das englische »Goddam!« gegen alles Mexikanische ausgestoßen und geschleudert. Ich beschloss endlich, unseren Leiden ein Ende zu machen.

»Dieses Leben ist nicht auszuhalten, Godé«, sagte ich zu meinem Gefährten.

»Ah, Monsieur, es ist nicht zum Aushalten! Sehr langweilig! Es ist wie ein Assemblée von verdammten Quäkern.«

»Ich bin entschlossen, es nicht länger zu ertragen.«

»Aber was kann Monsieur tun? Wieso, Captain?«

»Indem ich diesen verwünschten Ort verlasse, und zwar morgen schon.«

»Aber will Monsieur fort? Stark, genug stark zum Reiten?«

»Ich will es riskieren, Godé. Wenn ich zusammenbreche, so gibt es andere Städte am Fluss, wo wir haltmachen können. Es ist überall besser als hier.«

»C'est vrai, Captain, schöne Dörfer am Fluss hier hinaus: Albuquerque - Tome - sehr viele Dörfer, mon Dieu! Alle sind besser. Santa Fe ist ein Lager von verdammten Spitzbuben. Es wird sehr gut für uns sein, Monsieur, wenn wir gehen - sehr gut!«

»Gut, oder nicht gut, Godé, ich gehe. Machen Sie heute Abend also Ihre Vorbereitungen, denn ich werde morgen früh abreisen.«

»Dieu merci! Es wird ein großes Vergnügen sein, Vorbereitungen zu machen!« Und der Kanadier lief, vor Freuden mit den Fingern schnalzend, aus dem Zimmer.

Ich war entschlossen, auf alle Fälle Santa Fe zu verlassen.

Wenn meine halb wiedergekehrten Kräfte es aushielten, so wollte ich der Karawane folgen und sie womöglich einholen. Ich wusste, dass sie über die tiefen Sandwege des Rio del Norte nur kurze Tagereisen machen könnten. Wenn es mir nicht gelingen sollte, sie einzuholen, so konnte ich in Albuquerque oder El Paso haltmachen, und jede von diesen Städten mir einen Aufenthalt gewähren, der wenigstens ebenso angenehm war, wie derjenige, welchen ich verließ.

Mein Wundarzt versuchte, mir die Sache auszureden. Er versicherte mir, dass ich in der kritischsten Lage und meine Wunde noch keineswegs vernarbt sei. Er malte in den bedrücktsten Ausdrücken die Gefahren des Fiebers, des Brandes, der Verblutung aus. Er sah, dass ich halsstarrig war, und beschloss seine Ermahnungen damit, dass er mir seine Rechnung überreichte. Sie belief sich auf die bescheidene Summe von hundert Dollar! Es war eine Erpressung. Was konnte ich tun? Ich stürmte und protestierte. Der Mexikaner drohte mir mit der Justiz des Gouverneurs. Godé schwor auf Französisch, Spanisch, Englisch und Indianisch. Es nützte aber alles nichts. Ich sah, dass die Rechnung bezahlt werden musste, und ich bezahlte sie, wenn auch keineswegs mit guter Miene.

Der Heilkünstler verschwand und der Wirt kam nach. Er erschöpfte sich ebenso wie der Erstere, in eindringlichen Bitten, um mich am Aufbrechen zu verhindern. Er bot mir eine Menge der verschiedenartigsten Gründe zum Bei-ihmbleiben dar.

»Gehen Sie nicht, so lieb Ihnen Ihr Leben ist, Señor, tun Sie es nicht.«

»Und warum nicht, guter José?«, fragte ich.

»O, Señor, los indios bravos – los navajos! Caramba!«

»Aber ich gehe nicht in das Indianerland, ich reise flussabwärts, durch die Städte von Neu-Mexiko.«

»Ah, Señor – die Städte – no hay seguridad. Nein – nein – vor den navajos – ist nirgends Sicherheit zu finden. Hay novedades – es sind erst heute Neuigkeiten angelangt. Polvidera! – Pobre Polvidera! – Es ist am vergangenen Sonntag angegriffen worden, am Sonntag, Señor, wo sie alle en la misa waren. Die Räuber umringten die Kirche, und o Caramba! Sie schleppten die armen Leute – Männer, Weiber und Kinder heraus. Pues, Señor, töteten sie die Männer – und die Weiber – Dios de mi Alma!«

»Nun und die Weiber?«

»O, Señor, sie sind alle fort – sie sind von den Wilden ins Gebirge geschleppt worden – pobres mugeres!«

»Es ist allerdings eine traurige Geschichte, aber die Indianer unternehmen, wie ich gehört habe, dergleichen Beutezüge nur in langen Zwischenräumen. Ich werde jetzt schwerlich auf sie stoßen. Auf alle Fälle habe ich mich entschlossen, José, die Gefahr zu laufen.«

»Aber, Señor«, fuhr José fort, indem er seine Stimme zu einem vertraulichen Ton herabsenkte. »Es sind noch andere Ladrones, außer den Indianern, da – Weiße – Muchos-muchissimos! Ja wahrhaftig, mi amo, weiße Räuber – blancos – blancos y muy feos- carray!«

Und José schloss seine Finger, als ob er den eingebildeten Gegenstand umfasse.

Diese Berufungen auf meine Furcht waren vergeblich. Ich beantwortete sie dadurch, dass ich auf meine Revolver und Büchse und den gut gefüllten Gürtel meines Dieners Godé deutete.

Als der mexikanische Bonifatius sah, dass ich entschlossen war, ihn aller Gäste, die er im Hause hatte, zu berauben, entfernte er sich mürrisch und kehrte kurz darauf mit seiner Rechnung zurück. Gleich der des Medico, war sie unverhältnismäßig groß, aber ich konnte mir nicht helfen und bezahlte sie.

Mit dem Morgengrauen war ich im Sattel und ritt von Godé und ein paar schwer bepackten Maultieren gefolgt, aus der hässlichen Stadt, worauf ich die Straße zum Rio Abajo einschlug.

Zehntes Kapitel

Der Rio del Norte

Wir reisen tagelang am Rio del Norte hinab, wir ziehen durch zahlreiche Dörfer, von denen viele die Wiederholungen von Santa Fe sind. Wir folgen über die Zequias und Bewässerungskanäle, und reiten an Feldern von hellgrünen Maispflanzen vorüber. Wir sehen Weinberge und große Haciendas. Diese scheinen immer reicher und fruchtbarer zu werden, je näher wir dem südlichen Teile der Provinz – dem Rio Abajo kommen.

In der Ferne sehen wir, sowohl östlich wie westlich, dunkle Berge gegen den Himmel aufragen, es sind die Zwillingsreihen der Felsengebirge. Lange Ausläufer gehen von ihnen dem Fluss zu und scheinen an verschiedenen Stellen das Tal zu schließen. Sie erhöhen den Ausdruck verschieden schöner Landschaften, die sich uns auf unserem Weg öffnen.

Wir sehen in den Dörfern und auf den Landstraßen malerische Kostüme, Männer in der karierten Serape oder der gestreiften

wollenen Decke der Navajos, kegelförmige Sombreros, mit breiten Krempe, Calzoneros aus Baumwolle, mit ihren Reihen glänzender Zuckerhutknöpfen, und der hellfarbigen Schärpe, welche sie um den Leib festhält. Wir sehen Mangas und Tilmas und Sandalen tragende Männer, wie im Orient. An den Frauen bemerken wir den graziösen Rebozo, die kurze Nagua und das gestickte Chemisett.

Wir sehen rohe Ackerbauwerkzeuge, die knarrende Carreta mit ihren Blockrädern, den Urpflug, aus einem gabelförmigen Baumast, welcher kaum den Boden auf ritzt, die an den Hörnern zusammengejochten Ochsen, – alle diese Gegenstände sind für unser Auge neu und merkwürdig, und verkünden den subtilen Grad landwirtschaftlicher Kenntnis.

Auf den Wegen stoßen wir auf zahlreiche Abajos, unter der Obhut ihrer Arrieros. Wir beobachten die kleinen, glatten, leicht gegliederten, boshaften Maultiere, wir werfen einen Blick auf die schweren Alparejas und bunten, gestreckten Apischamoren. Wir bemerken die kleinen, sehnigen Mustangs, welche die Arrieros reiten, die hoch aufgetürmten Sättel und Haarzügel, die braunen Gesichter und spitzigen Bärte der Reiter, die mächtigen Sporen, welche bei jedem Schritt klirren, die Ausrufe: »Holla! Mula! Mula! Malraya! Vaya!«

Wir bemerken alles dies und es verkündet uns, dass wir im Land der Hispania-Amerikaner reisen.

Unter anderen Umständen würden diese Dinge mich interessiert haben. Zu jener Zeit erschienen sie mir wie die Bilder eines Panoramas, oder die wechselnden Szenen eines fortwährenden Traumes. Als solche haben sie ihre Eindrücke in meinem Gedächtnis hinter lassen. Ich befinde mich in dem beginnenden Delirium des Fiebers.

Es begann jetzt erst, dessen ungeachtet aber verzerrte es die Bilder um mich her, und machte ihre Eindrücke unna-

türlich und ermüdend. Meine Wunde begann mir neue Schmerzen zu bereiten, und die Sonnenhitze, der Staub, der Durst sowie die erbärmliche Bewirtung in den neu-mexikanischen Posaden reizten mich so auf, dass ich es kaum noch ertragen konnte. Am fünften Tag, nachdem wir Santa Fe verlassen hatten, ritten wir in dem erbärmlichen kleinen Pueblo Parida ein. Es war meine Absicht, hierzubleiben, aber der Ort erwies sich als so hässlich und bot so geringe Aussicht auf Bequemlichkeit dar, dass ich weiter nach Socoro ging. Dies ist der letzte bewohnte Ort in New Mexiko, auf dem Weg zu jener entsetzlichen Wüste – der Yornada del muerte.

Godé hatte die Reise nie gemacht, und in Parida hatte ich eins erlangt, was wir bedurften – einen Führer. Er hatte sich freiwillig angeboten, und da ich erfuhr, dass es keine leichte Aufgabe sein würde, in Socoro einen zu erlangen, so musste ich ihn wohl mitnehmen. Er war ein roher zottig aussehender Geselle, dessen Äußeres mir gar nicht gefiel. Aber ich fand, als ich nach Socoro kam, dass das, was ich gehört hatte, richtig war. Unter keiner Bedingung war ein Führer zu mieten. Die Furcht vor der Yornada und ihren gelegentlichen Gästen, den Apachen, war zu groß.

In Socoro hörte man nichts als Indianergerüchte – Novedades. Die Indianer hatten einen Atajo in der Nähe von der Furt von Fra Cristobal. Überall wurden die Arrieros bis auf den letzten Mann ermordet. Das Dorf war von Bestürzung über die Nachricht erfüllt, die Bewohner fürchteten einen Angriff und hielten mich für wahnsinnig, als ich meine Absicht die Yornada zu machen, kund gab.

Ich begann zu fürchten, dass sie meinen Führer von seiner Zusage abschrecken würden. Aber der Bursche blieb

fest und drückte fortwährend seine Bereitwilligkeit aus, uns zu begleiten.

Auch ohne die Aussicht, den wilden Apachen zu begegnen, war ich nur schlecht auf die Yornada vorbereitet. Der Schmerz meiner Wunde hatte sich vermehrt, und ich war angestrengt und glühte wie im Fieber.

Die Karawane war aber erst vor drei Tagen durch Socoro gekommen, und ich hoffte, meine alten Gefährten einzuholen, ehe sie El Paso verlassen konnten. Dies bewog mich, am Morgen weiter zu gehen, und ich traf Arrangements zum frühen Aufbruch.

Godé und ich waren vor Tagesanbruch munter. Mein Diener ging hinaus, um den Führer zu rufen und die Tiere zu satteln. Ich blieb im Haus und bereitete eine Tasse Kaffee, wobei mir der Wirt der Posada, welcher sich erhoben hatte und in seiner Serape umher stolzierte, beistand.

Während ich so beschäftigt war, erschreckte mich die Stimme Godés, welcher rief: »Mon Maître! Mon Maître! Der verdammte Schuft ist davongelaufen.«

»Was meinen Sie? Wer ist davongelaufen?«

»O Monsieur, le damné, la damné Mexikain mit Ihrem Maultier, hat Sie bestohlen und ist davongelaufen. Venez, Monsieur, venez!«

Ich folgte dem Kanadier mit ängstlichen Gefühlen in den Stall. Mein Pferd – aber nein – dem Himmel sei Dank! Es war noch da! Eins von den Maultieren, der Macho, war verschwunden. Es war dasjenige, welches der Führer von Parida her geritten hatte.

»Vielleicht ist er noch nicht fort«, meinte ich. »Er kann noch in der Stadt sein.«

Wir wendeten und gingen nach allen Seiten, aber ohne

Erfolg. Endlich wurden wir durch die Ankunft eines frühen Marktbesuchers, der einen Mann, wie unseren Führer, weit oben am Fluss im vollen Galopp hatte reiten sehen, aus unseren Zweifeln gerissen.

Was sollten wir tun? Ihm nach Parida nachreisen? Nein, das wäre eine vergebliche Reise gewesen.

Ich wusste, dass er nicht so töricht sein würde, dorthin zu gehen. Und selbst wenn er es tat, wäre es ein Narrenstreich gewesen, dort Gerechtigkeit zu suchen. Ich beschloss daher, die Sache ruhen zu lassen, bis die Rückkehr der Händler mich in den Stand setzen würde, den Dieb aufzufangen und von den Behörden die Bestrafung zu fordern.

Mein Bedauern über den Verlust meines Macho war mit einer Art von Dankbarkeit gegen den Burschen vermischt, als ich meine Hand auf die Nase meines vor Freuden winselnden Pferdes legte. Was hatte ihn verhindert, das Pferd statt des Maultieres zu nehmen? Es ist eine Frage, die ich noch heute nicht beantworten kann. Ich vermag den Vorzug, welchen der Bursche dem Maultier vor dem Pferd gab, nur durch offenbare Ehrlichkeit oder die verkehrteste Dummheit zu erklären.

Ich suchte einen anderen Führer und wandte mich deshalb an den Gastwirt von Socoro, aber ohne Erfolg. Er kannte keinen Mozo, der die Reise vornehmen würde.

»Los Apachos! Los Apachos!«

Ich wandte mich an die Peonen und Müßiggänger der Plaza: »Los Apachos!«

Überall, wohin ich ging, erhielt ich die Antwort: »Los Apachos!« Ein Schütteln des Zeigefingers vor der Nase, in ganz Mexiko ein negatives Zeichen.

»Es ist klar, Godé, dass wir keinen Führer erhalten kön-

nen. Wir müssen diese Yornada ohne einen solchen versuchen. Was sagen Sie dazu, Voyageur?«

»Ich bin bereit, mon Maître – allons!«

Ich schlug, von meinem getreuen Gefährten mit unserem noch übrigen Packmaultier gefolgt, die zu der Wüste führende Straße ein. Jene Nacht schliefen wir in den Ruinen von Valverde und traten am folgenden Morgen beizeiten die Todesreise an.

Elfte Kapitel

Die Todesreise

In zwei Stunden kamen wir an die Furt von Fra Cristobal. Hier trennte sich die Straße vom Fluss und bog in die wasserlose Wüste ein. Wir wateten durch die seichte Furt und stiegen auf dem östlichen Ufer heraus. Wir füllten sorgfältig unsere Xuages und gaben unseren Tieren, so viel sie trinken wollten.

Nach einem kurzen Aufenthalt, um uns zu erfrischen, ritten wir weiter.

Wir waren noch nicht weit gereist, als wir auch das Passende des Namens dieser entsetzlichen Reise erkannten. Den Pfad entlang verstreut, sahen wir die Gebeine einer Menge von Tieren liegen. Auch Menschenknochen befanden sich darunter: Jene weiße, runde Masse, mit ihren grausigen Zahnreihen und zackigen Nähten war ein Menschenschädel. Er lag neben dem Skelett eines Pferdes. Mensch und Reiter waren zusammengestürzt. Die Wölfe hatten sie zu gleicher Zeit abgenagt. Sie waren auf ihrem

wasserlosen Weg zusammengesunken und in Verzweiflung gestorben, obgleich das Wasser, wenn sie es nur gewusst hätten, im Bereich einer weiteren Anstrengung gewesen wäre!

Wir sahen das Skelett eines Maultieres, und darum noch die Alpareja geschnallt und darauf eine alte zerrissene, vom pfeifenden Wind umher geschleuderte Wolldecke.

Andere Gegenstände, die durch Menschenhände hervor gebracht worden waren, begegneten beim Weiterreiten unseren Blicken: eine zerdrückte Blechflasche, die Trümmer einer Glasbouteille, ein alter Hut, ein Stück von einer Satteldecke, ein mit rotem Rost überzogener Steigbügel, ein zerrissener Bügelriemen und eine Menge ähnlicher Denkzeichen waren auf unserem Pfad verstreut und sprachen eine traurige Sprache.

Wir befanden uns immer noch erst am Rand der Wüste. Wir waren frisch, so, als ob wir darüber hinweg gereist wären und uns der entgegengesetzten Seite genähert haben würden! Würden wir auch solche Andenken zurücklassen?

Wir fühlten uns mit peinlichen Ahnungen erfüllt, während wir über die dürre Wüste, welche sich endlos vor uns ausbreitete, hinblickten. Wir fürchteten die Apachen nicht – die Natur selbst war der Feind, der uns Besorgnis einflößte.

Wir nahmen die Wagengleise zum Führer und ritten langsam weiter. Wir wurden schweigsam, als ob wir stumm wären. Die Berge von Cristobal sanken hinter uns hinab, und wir hatten das Land beinahe aus dem Gesicht verloren. Wir konnten den Rücken der Sierra Blanca fern im Osten sehen, aber vor uns nach Süden zu traf das Auge auf kein Grenzzeichen.

Die Sonne wurde heißer und immer heißer! Ich wusste

schon beim Aufbrechen, dass dies der Fall sein würde. Es war einer von den kühlen Morgen, wo auf dem Fluss und in der Luft Nebel schweben.

Auf allen meinen Wanderungen durch die verschiedenartigsten Länder hatte ich bemerkt, dass solche Morgen die Boten schwüler Mittage sind.

Die Sonne stieg immer noch und mit jedem Augenblick wurden ihre Strahlen glühender und versengender. Es wehte ein starker Wind, aber er fächelte uns keine Kühlung zu, im Gegenteil, er erhob die heißen Kristalle und trieb sie schmerzlich in unser Gesicht.

Die Sonne hatte den Zenit erreicht. Wir ritten mühsam durch den nachgiebigen Sand. Meilenweit sahen wir keine Spur von Vegetation. Die Wagengleise dienten uns nicht mehr als Führer. Der Flugsand hatte sie verwischt!

Wir gelangten auf eine Ebene, die mit Beifuß und Gruppen des hässlichen Fettholzes bedeckt war.

Die verschlungenen und verkrümmten Zweige hemmten uns am Vorwärtskommen. Stundenlang ritten wir durch Dickichte bitteren Salbeis hin und gelangten endlich von Neuem in eine sandige wellenförmige Gegend. Lange unfruchtbare Ausläufer fielen vom Gebirge herab und wurden an ihrem Ende zu Hügeln aus trockenem Flugsand. Jetzt erheiterte nicht einmal mehr das silberfarbene Blatt des Beifußes unseren Pfad. Vor uns sahen wir nichts als eine öde gelbe, pfad- und baumlose Wüste.

Die tropische Sonne wurde von der glitzernden Oberfläche zurückgeworfen und wir von den abgespiegelten Strahlen beinahe blind gemacht. Der Wind wehte leiser und stumme Wolken belasteten langsam dahinziehend die Luft.

Wir drangen vorwärts, ohne dass unser Weg durch einen Führer oder irgendeinen bekannten Gegenstand angedeutet würde. Wir waren bald in Verwirrung. Um uns wurde ein dem Anschein nach durch Zauberkraft hervorgerufenes Schauspiel sichtbar. *Mächtige, von Wirbelsturm aufgehobene Sandtürme steigen lotrecht zum Himmel auf. Sie bewegen sich über die Ebene hin und her. Sie sind gelb und leuchtend. Die Sonne blitzt auf ihren schwebenden Kristallen. Sie bewegen sich langsam, aber nähern sich uns.*

Ich erblicke sie mit Gefühlen scheuer Furcht. Ich habe von Reisenden gehört, die von dem Wirbelsturm aufgehoben und aus furchtbaren Höhen wieder herabgeschleudert worden sind.

Das von der Naturerscheinung scheu gemachte Packmaultier zerreißt das Lasso und jagt unter die Hügel davon. God ist ihm nachgaloppiert – ich bin allein!

Jetzt werden neun bis zehn riesenhafte Säulen sichtbar und schreiten, mich allmählich im Kreis umgebend, über die Ebene dahin. Ihre Erscheinung besitzt etwas Gespenstisches, sie gleichen Wesen einer Geisterwelt, sie scheinen mit dmonischem Leben begabt zu sein.

Zwei von ihnen nähern sich einander. Es erhebt sich ein kurzer Kampf, welcher mit ihrer beiderseitigen Zerstörung endet. Der Sand wird auf die Erde hinabgestürzt und der Staub schwebt in gelben formlosen Massen hinweg.

Mehrere haben mich in einen kleinen Raum eingeschlossen und kommen allmählich näher. Mein Hund heult und bellt – mein Pferd zittert vor Schrecken und stößt Schreie des Entsetzens aus.

Ich bin unentschlossen, ich sitze in meinem Sattel und erwarte den Ausgang mit einem unbeschreiblichen Gefühl. Meine Ohren erfüllen sich mit einem summenden Schall, wie von im Gang befindlichen Maschinerien, meine Augen verzerren die natürliche Farbe zu einer feurigen Glut. Mein Gehirn dreht sich im Kreis,

seltene Gegenstände werden mir sichtbar. Das Fieber ergreift mich!

Die sandbeladenen Luftströme schlagen in wildem Ringen gegeneinander. Ich werde rund umgedreht und aus meinem Sattel gerissen. Meine Augen, mein Mund und meine Ohren haben sich mit Staub gefüllt, Sand, Steine und Äste schlagen wütend in mein Gesicht und ich werde mit Heftigkeit zu Boden geworfen.

Ich lag einen Augenblick an der Stelle, wo ich gefallen war, halb vergraben und blind da. Ich konnte bemerken, dass dicke Staubwolken immer noch über mich hin fegten. Ich war weder betäubt noch verletzt, und begann um mich her zu tasten, denn bis jetzt vermochte ich noch nichts zu sehen. Meine Augen waren mit Sand angefüllt und schmerzten mich entsetzlich. Ich streckte meine Arme aus und fühlte nach meinem Pferd. Ich rief es bei seinem Namen. Ein leises Winseln antwortete mir. Ich schwankte auf die Stelle zu, von welcher der Ton kam und legte meine Hand auf das treue Tier. Es lag auf der Seite. Ich ergriff den Zügel und es sprang auf, aber ich konnte fühlen, dass es wie ein Espenblatt zitterte.

Ich stand beinahe eine halbe Stunde lang am Kopf meines Pferdes, rieb den Staub aus meinen Augen und wartete, bis der Samum sich gelegt haben würde.

Endlich war die Atmosphäre reiner und ich konnte den Himmel sehen. Der Sand trieb immer noch über die Hügel dahin und ich war nicht imstande, die Oberfläche der Ebene zu unterscheiden. Von Godé erblickte ich keine Spur. Er konnte mir dessen ungeachtet nahe sein und ich schrie laut

seinen Namen. Ich lauschte, erhielt aber keine Antwort. Von Neuem erhob ich meine Stimme und mit dem gleichen Resultat. Außer dem Brausen des Windes war kein Laut vernehmbar.

Ich stieg auf und begann über die Ebene zu reiten, um meinen Kameraden zu suchen. Ich hatte keine Idee, welche Richtung er eingeschlagen haben möge. Ich machte einen Umweg von etwa einer Meile, indem ich beständig seinen Namen rief. Ich erhielt keine Erwiderung und konnte auch auf dem Boden keine Fährte sehen. Ich galoppierte eine Stunde lang von einem Hügelrücken zum anderen, ohne aber auf ein Zeichen von meinem Kameraden oder dem Maultier zu stoßen.

Endlich hielt ich in Verzweiflung an. Ich hatte mich schwach und heißer geschrien – ich konnte nicht mehr suchen.

Ich war durstig und wollte trinken. *O Gott, meine Xuages sind zerbrochen! Das Packmaultier hat den Wasserschlauch mitgenommen!*

Die zerdrückte Kalebasse hing noch an ihrem Riemen, und die letzten Tropfen, welche sie enthalten hatte, träufelten an den Flanken meines Pferdes hinab. Ich wusste, dass ich etwa fünfzig Meilen von jedem Wasser entfernt war.

Ihr könnt die Furchtbarkeit dieser Lage nicht verstehen! Ihr lebt in einer nördlichen Zone – in einem Land der Teiche und Ströme und klaren Quellen, ihr habt nie Durst gefühlt, ihr kennt den Wassermangel nicht, es sprudelt aus jedem Hügelhang und ihr seid in Bezug auf seine Qualität wählerisch geworden. Ihr beklagt euch über seine Härte, seine Weichheit oder seinen Mangel an kristallener Reinheit!

Wie ganz anders ist es mit dem Bewohner der Wüste – dem über das Wüstenmeer Reisenden. Das Wasser ist seine Hauptsorge – sein stets gegenwärtiger Gedanke. Das Wasser ist die Gottheit, welche er anbetet.

Den Hunger kann er unterdrücken, so lange noch ein Fetzen von seinem Ledergewand an ihm hängt. Wenn sich kein Wild zeigen sollte, kann er das Murmeltier trappen, die Eidechse fangen und die Prärie Grillen sammeln. Er kennt jede Wurzel und Frucht, die das Leben zu erhalten vermag. Gebt ihm Wasser und er wird Leben und sich weiter kämpfen. Er wird mit der Zeit aus der Wüste kriechen. Hat er dieses nicht, so kann er eine bleierne Kugel oder ein Stückchen Chalcedon kauen, er kann den Kugelkaktus aufschneiden und die Eingeweide des getöteten Büffels öffnen, endlich aber muss er doch sterben. Hat er kein Wasser, so muss er selbst von Überfluss – Überfluss an Nahrung – umgeben umkommen.

Ach! Ihr kennt den Durst nicht! Ist etwas furchtbarer in der wilden westlichen Wüste, so ist es der Durst, welcher tötet.

Kein Wunder, dass ich von Verzweiflung erfüllt war.

Ich glaubte etwa in der Mitte der Yornada zu sein. Ich wusste, dass ich ohne Wasser die andere Seite nicht erreichen könne. Das Verlangen danach hatte bereits begonnen. Meine Kehle und Zunge waren zusammengeschrumpft und dürr. Durst und Fieber hatten dies getan. Auch der Wüstenstaub hatte seinen Teil dazu beigetragen.

Bereits nagte ein glühendes Sehnen mit unablässigen Zähnen an mir.

Ich hatte jede Kenntnis der Richtung, welche ich einschlagen sollte, verloren. Die Berge, welche mir bisher zu Füh-

ern gedient hatten, schienen nach allen Seiten zurückzuweichen. Ihre zahlreichen Ausläufer setzten mich in Verwirrung.

Ich erinnerte mich, von einer Quelle, dem Ojo del Muerto, gehört zu haben, welche westlich von der Straße liegen sollte. Zuweilen war in dieser Quelle Wasser. Bei anderen Anlässen hatten Reisende sie nur erreicht, um die Quelle ausgetrocknet zu finden und ihre Gebeine an ihren Ufern zurückzulassen. So erzählte man sich in Socoro.

Einige Minuten lang schwankte ich und dann zog ich fast unwillkürlich die rechte Seite meines Zügels an und lenkte mein Pferd nach Westen. Ich wollte die Quelle suchen und wenn es mir nicht gelingen sollte, sie zu finden, dem Fluss zureiten. Ich kam dadurch von meiner Richtung ab, aber ich musste das Wasser erreichen und mein Leben retten.

Ich saß schwach und halb erstickt in meinem Sattel und ließ mein Tier nach Belieben gehen. Ich hatte die Energie, es zu leiten, verloren.

Es ging viele Meilen weit – in westlicher Richtung, denn die Sonne zeigte mir die eingeschlagene Richtung an. Plötzlich wurde ich aus meiner Betäubung erweckt. Ein erfreulicher Anblick war vor mir – ein See! Ein kristallener See! War ich gewiss, ihn zu sehen! Konnte es nicht eine Luftspiegelung sein? Nein, seine Umrisse waren zu scharf begrenzt, er hatte nicht das dunstige weißliche Aussehen, welches das letztere Phänomen unterscheidet. Nein, es war nicht die Luftspiegelung – es war Wasser!

Ich drückte unwillkürlich meinem Pferd die Sporen ein, aber es bedurfte dessen nicht. Es hatte bereits das Wasser erblickt und sprang, mit neuer Energie erfüllt darauf zu. Im nächsten Augenblick war es bis an die Weichen darin.

Ich warf mich aus dem Sattel, dass das Wasser um mich plätscherte. Ich wollte es soeben in meine hohle Hand schöpfen, als die Bewegung meines Pferdes meine Aufmerksamkeit erregte. Statt begierig zu trinken, stand es da und warf den Kopf mit einem getäuschten Schnarchen zurück. Auch mein Hund wollte nicht saufen und lief heulend und winselnd am Ufer hin.

Ich wusste, was dies zu bedeuten hatte, aber mit der gewöhnlichen Halsstarrigkeit, welche alle andere Zeugnisse wie die der Sinne verwirrt, erhob ich einige Tropfen in meiner Hand und brachte sie an meine Lippen. Sie waren salzig und brennend.

Ich hätte dies wissen können, ehe ich den See erreichte, denn ich war durch eine salzige Inkrustation geritten, welche ihn, wie ein Schneegürtel umringte. Aber mein Gehirn war im Fieber, meine Vernunft hatte mich bereits verlassen.

Es hätte nichts genutzt, wenn ich auch geblieben wäre, wo ich war. Ich kletterte in meinen Sattel zurück und ritt dem Gestade entlang, über Felder schneeweißen Salzes. Hier und da stießen die Hufe meines Pferdes auf bleichende Tierknochen – die Überbleibsel so manchen Opfers des Durstes. Mit Recht führt dieser See den Namen der Laguna del Muerto, des Totensees.

Als ich seine südliche Spitze erreicht hatte, schlug ich von Neuem die Richtung nach Westen ein, in welcher ich auf den Fluss zu stoßen hoffte.

Von dieser Zeit an bis zu einer späteren Periode, wo ich mich in weit verschiedenen Umgebungen wieder fand, habe ich keine deutliche Erinnerung. Ich entsinne mich an Ereignisse, die in keiner Verbindung miteinander standen, aber dessen ungeachtet wirklich geschehen waren. Sie sind

in meinem Gedächtnis mit anderen so phantastisch und unwahrscheinlich verkettet, dass ich die Letztere nur als Phantasien des Wahnsinns, welcher mich befallen hatte, betrachten kann. Einige von ihnen waren aber wirklich. Mein Verstand musste von Zeit zu Zeit infolge einer eigentümlichen Oszillation des Gehirns zurückgekehrt sein.

Ich erinnere mich an das Absteigen auf einem hohen Ufer. Ich musste bis dahin mehrere Stunden lang bewusstlos dahin gereist sein, denn die Sonne stand tief am Horizont, als ich absaß. Es war ein sehr hohes Ufer, ein Abgrund, und unter mir sah ich einen schönen Fluss durch Haine von Smaragdgrün hingleiten. Es war mir, als ob eine Menge von Vögeln in den Bäumen flatterten und ihre Stimme in köstlichen Melodien erschallte. Die Luft war duftig, das Schauspiel unter mir schien ein Elysium zu verkünden. Ich dachte, dass um die Stelle, wo ich mich befand, alles öde und kahl und von unerträglicher Hitze verdorrt war. Ein nicht löscharer Durst quälte mich und wurde wütender, als ich auf das fließende Wasser blickte.

Dies war Wirklichkeit, alles dies existierte.

Ich muss trinken, ich muss an den Fluss hinab! Es ist kühles, süßes Wasser. O, ich muss trinken. Was? Eine steile Klippe! Nein, ich will dort nicht hinabgehen, ich kann hier leichter hinabsteigen. Wer sind diese Gestalten! Wer sind Sie, Sir? Ach, du bist es, mein braver Moro, und du, Alp! Kommt! Kommt folgt mir hinab – hinab an den Fluss! O, wieder die verwünschte Klippe! Seht das schöne Wasser an – es lächelt! Es gleitet sich kräuselnd dahin! Kommt! Kommt! Wir wollen trinken! Nein – noch nicht!

Wir können noch nicht – wir müssen weiter gehen! Hu! Welche Höhe, um von ihr hinabzuspringen. Aber wir müssen alle trinken. Kommen Sie, Godé! Komm, Moro, du alter Alp – komm mit – wir wollen hinab – wir wollen trinken. Wer ist Tantalus? Ha, ha, ha! Ich nicht! Ich nicht! Zurück, Dämon! Stoß mich nicht hinüber Zurück! Zurück sage ich Euch! O!

Es war mir, als ob eine Menge von seltsamen und dämonischen Gestalten sich um mich drängten und mich an den Rand der Klippe schleppten. Ich wurde in die Luft hinausgeschleudert. Ich fühlte, dass ich fiel – fiel – fiel – und doch den grünen Bäumen und dem glänzenden Wasser nicht näher kam, obgleich ich sie unter mir schimmern sehen konnte.

Ich ruhe auf einem Felsen, einer Masse von ungeheuren Dimensionen. Aber er ist nicht in Ruhe, er schwimmt durch den leeren Raum vorwärts. Ich kann mich nicht bewegen, ich liege hilflos auf seiner Oberfläche, ausgestreckt da, während er vorwärts schwebt. Er ist ein Ärolit, es kann nichts anderes sein.

O Gott! Es wird einen entsetzlichen Zusammenstoß geben, wenn er gegen irgendeinen platten Kegel anschlägt. Entsetzen! Entsetzen!

Ich liege auf dem Boden – auf dem Boden der Erde. Er hebt sich

unter mir und schwankt hin und her, wie in den Wellenschwingungen eines Erdbebens.

Ein Teil von diesen Erscheinungen war Wirklichkeit – ein Teil davon ein Traum, ein Traum, der einige Ähnlichkeiten mit den Schrecken eines ersten Rausches besaß.

Zwölftes Kapitel

Zoe

Ich lag da und folgte mit meinen Augen den Gestalten auf den Vorhängen. Es waren Szenen aus alter Zeit – geharnischte Ritter, mit Helmen, auf Streitrossen, die mit eingeleger Lanze aufeinander einsprengten oder von Speeren durchbohrt von ihren Pferden stürzten.

Auch andere Szenen waren da – Edeldamen auf flämischen Zeltern, die den Flug des Stoßfalken beobachteten, aufwartende Pagen und zusammengekoppelte Hunde von merkwürdigen erloschenen Rassen. Vielleicht hatten sie nie anders als in den Träumen eines alten Künstlers existiert, aber mein Auge folgte ihren sonderbaren Gestalten mit einer Art blödsinniger Verwunderung.

Die edlen Züge der Damen machten einen starken Eindruck auf mich. War dies auch eine Einbildung des Malers? Oder waren jene göttlichen Umrisse des Gesichts und der Gestalt der Zeit eigentümlich?

Wenn dem so war, so braucht man sich nicht zu wun-

dern, dass um ihres Lächelns willen Harnische durchbohrt und Lanzen zersplittert wurden.

Metallene Stäbe hielten die Gardinen – Stäbe, welche glänzend schimmerten und nach oben gebogen eine Himmelsdecke bildeten. Mein Blick lief diese Stäbe entlang, betrachtete ihre Formen und bewunderte kindisch die Regelmäßigkeit ihrer Kurven.

Ich war nicht in meinem Vaterland – diese Dinge waren mir fremd und doch, dachte ich, habe ich schon früher etwas Derartiges gesehen. Aber wo? O, dies erkenne ich an seinen breiten Streifen und seiner seidenartigen Textur – es ist eine Navajodecke.

Wo war ich zuletzt – in Neu-Mexiko? Ja, jetzt entsinne ich mich – die Yornada – aber wie kam ich ...?

Kann ich dies auflösen? Es ist dicht gewoben – es ist Wolle – seine Wolle – nein, ich kann keinen Faden davon ...

Meine Finger, wie weiß und dünn sie sind – und meine Nägel – blau und lang, wie die Klauen eines Vogels! – Ich habe einen Bart – ich fühle ihn an meinem Kinn. Was hat mir einen Bart gegeben? Ich trage ihn nie. Ich will ihn abrasieren – Ha! Mein Schnurrbart!

Die Ritter – wie sie gegeneinander anstürmen! Eine blutige Arbeit! Dieser kühne Bursche – er ist noch dazu der Kleinere – wird den anderen vom Pferd werfen. Ich kann es an der Bewegung seines Rosses und der Art, wie er darauf sitzt, beurteilen. Pferd und Reiter sind jetzt ein Wesen. Der gleiche Geist vereint sie durch ein rätselhaftes Band. Das Pferd fühlt mit seinem Reiter. Er kann bei einem solchen Angriff nicht unterliegen.

Jene schöne Dame! – Die, auf deren Arm der Falke sitzt! – Wie glänzend, wie kühn! – Und doch wie schön!

Ich war müde geworden und schlief wieder ein.

Abermals verfolgte mein Auge die Gestalten auf der Gardine – die Ritter und Damen – die Pagen, die Hunde – die Falken und die Pferde.

Aber in meinem Gehirn war es klarer geworden und es wurde von Musik durchströmt. Ich lag stumm da und lauschte.

Die Stimme war eine weibliche. Sie war weich und schön moduliert. Jemand spielte auf einem Saiteninstrument. Ich erkannte die Töne der spanischen Harfe, aber das Lied war ein französisches, ein Lied aus der Normandie, und die Worte waren die jenes romantischen Landes.

Ich wunderte mich darüber, denn meine Erinnerung an die zuletzt erlebten Ereignisse kehrten zurück und ich wusste, dass ich weit von Frankreich entfernt war.

Das Licht strömte auf mein Lager und ich wendete mein Gesicht zu der vorderen Seite und sah, dass die Vorhänge zurückgezogen waren.

Ich befand mich in einem seltsamen, aber elegant möblierten großen Zimmer. Vor mir waren sitzende und stehende menschliche Gestalten – die einen lagen auf dem Boden, andere saßen auf Stühlen und Sofas und alles schien eine Beschäftigung zu haben. Es kam mir vor, als ob es viele Gestalten seien – wenigstens sechs bis acht. Dies erwies sich als eine Täuschung. Ich fand, dass die Gegenstände vor mir doppelte Eindrücke auf meine kranke Netzhaut hervorbrachten und alles paarweise – in Doppelgängern zu existieren schien!

Nachdem ich eine Zeit lang fest darauf geblickt hatte, wurde meine Sehkraft zuverlässiger, mein Blick deutlicher und ich bemerkte, dass sich nur drei Personen im Zimmer

befanden – ein Mann und zwei Frauen.

Ich blieb stumm – ich war nicht gewiss, ob die Szene vor mir nicht ein neuer Teil meines Traumes sei. Mein Auge schweifte von der einen der lebenden Gestalten zur anderen, ohne die Aufmerksamkeit irgendeiner zu erregen.

Sie waren alle in verschiedenen Haltungen und verschiedenen beschäftigt.

Mir am nächsten befand sich eine Frau von mittlerem Alter. Sie saß auf einer niedrigen Ottomane. Die Harfe, welche ich gehört hatte, war vor ihr und sie fuhr fort zu spielen. Sie musste, wie es mir vorkam, in ihrer Jugend eine Frau von seltener Schönheit gewesen sein. Sie war in einem gewissen Sinne immer noch schön. Die edlen Züge waren geblieben, obgleich ich bemerken konnte, dass mehr als gewöhnliche Leiden des Geistes an ihnen genagt hatten. Die seidenglatte Oberfläche war nicht bloß der Zeit, sondern auch der Sorge gewichen.

Sie war eine Französin. Ein Ethnologe hätte dies auf den ersten Blick sagen können. Jene Linien – die Charakterzeichen ihrer hochbegabten Rasse – waren leicht zu erkennen. Ich dachte, dass es eine Zeit gegeben haben müsse, wo dieses Gesicht mit seinem Lächeln mehr als ein Herz bezaubert hatte.

Jetzt war kein Lächeln mehr darauf zu sehen, sondern ein tiefer, doch intellektueller Ausdruck von Wehmut. Diesen bemerkte ich auch in ihrer Stimme – in ihrem Gesang – in jedem Ton, der von den Saiten des Instrumentes erzeugt wurde.

Mein Auge wanderte weiter. Ein Mann von mehr als mittlerem Alter stand am Tisch, so ziemlich in der Mitte des Zimmers. Sein Gesicht war mir zugekehrt und seine Natio-

nalität ließ sich eben so leicht bestimmen wie die der Dame. Die hohen blühenden Wangen, die breite Stirn, das hervorragende Kinn, die kleine grüne Mütze mit ihrer langen spitz zulaufenden Krone, die blaue Brille – alles dies waren Kennzeichen des Deutschen.

Es war ein Gesicht von keineswegs intellektuellem Ausdruck, aber Männer mit einer solchen Physiognomie haben Beweise von intellektueller Fassungsstärke in jedem Zug des Wissens und der Kunst gegeben – tiefe und wundervolle Forschungen, mit gewöhnlichen Talenten und außergewöhnlichem Fleiß angestellt.

Ich dachte an herkulische Arbeit, welche keine Ermüdung kennt, an den auf den Ossa geträumten Pelion, als ich die Züge des Mannes überschaute.

Auch seine Beschäftigung charakterisierte seine Nationalität.

Vor ihm waren über den Tisch und auf den Boden die Gegenstände seines Studiums – Pflanzen und Sträucher verschiedener Arten – verstreut. Er war damit beschäftigt, sie zu klassifizieren und sorgfältig zwischen die Blätter seines Löschbuches zu legen. Offenbar war der Alte ein Botaniker.

Ein Blick zur Rechten und der Naturforscher und seine Arbeiten waren vergessen.

Ich schaute auf den lieblichsten Gegenstand, welcher mir je vor die Augen gekommen war, und mein Herz klopfte hoch, als ich mich in warmer Bewunderung vorbeugte. Der Regenbogen bei dem Sommerschauer, die rosige Morgenröte, die glänzenden Farben des Vogels der Juno sind schimmernde, weiche Dinge. Verschmelzt sie – alle Schönheit der Natur – zu einem harmonischen Ganzen und doch wird immer noch das geheimnisvolle Gefühl mangeln, wel-

ches in das Herz eines Beschauers dringt, während Ihr auf die Schönheit einer weiblichen Gestalt blickt.

Unter allen erschaffenen Dingen gibt es kein schöneres, kein lieblicheres, als eine schöne Frau.

Und doch war es keine Frau, welches meine Blicke gefesselt hielt, sondern ein Kind, ein Mädchen, eine Jungfrau, die an der Schwelle der Weiblichkeit stand und bereit war, sie bei der Aufforderung der Liebe zu übertreten.

Die Menschen nennen die Schönheit des Konventionellen eine Einbildung, eine Laune, eine Mode – das, woran wir gewöhnt sind. Wie oft hören wir diese triviale Ansicht, während derjenige, welcher sie ausspricht, sich an der Einbildung seiner Weisheit labt.

Jedes Auge bildet sich seine eigene Schönheit! Dies ist ein falscher, seichter Trugschluss. Wir könnten ebenso gut behaupten, dass jede Zunge sich ihren eigenen Geschmack bilde. Ist Honig süß? Ist Wermut bitter? Ja, in beiden Fällen – süß und bitter – für das Kind, wie für den Mann – für den Wilden, wie für den Zivilisierten – für den Unwissenden, wie für den Gebildeten. Dies ist unter allen Umständen wahr, wenn nicht Laune, Gewohnheit oder Mode die Ausnahme bilden.

Warum sollen wir denn dem einen Sinne das absprechen, was alle übrigen so handgreiflich besitzen? Hat nicht das menschliche Auge in seinem natürlichen Zustand seine Neigungen und Abneigungen? Es hat sie, und die Gesetze, welche dieselben regeln, sind ebenso feststehend und irren ebenso wenig wie die Bahn der Sterne. Wir kennen diese Gesetze nicht, aber dass sie vorhanden sind, wissen wir und können es eben so klar beweisen, wie Leverrier die Existenz des Neptun bestimmte, einer Welt, die im Bereich

unserer teleskopischen Sehkraft ist und sich doch Millionen von Jahren hindurch von den schlaflosen Wächtern der Astronomie unentdeckt in ihren Kreisen umgewälzt hat!

Warum schweift das Auge mit Freuden um die Umrisse des Kreises – an der Kurve der Ellipse hin – über jeden Kugelschnitt? Warum erfreut es sich an den Linien Hogarts? Warum trauert es, wenn diese Linie gebrochen ist?

Ja, das sind die Neigungen und seine Abneigungen, sein Süßes und sein Bitteres, sein Honig und sein Wermut.

Die Schönheit ist also nicht etwas willkürlich Angenehmes. Die Laune – der Konventionalismus liegt nicht in dem Gegenstand, sondern in dem Auge des Beschauers – dem unerzogenen gemeinen oder vielleicht von der Mode verschrobeneren Auge. Form und Farbe sind schön, ohne Rücksicht auf alle Meinungen über sie.

Es gibt einen noch höheren Punkt, welcher sich im Zusammenhang mit dieser Theorie feststellen lässt. Es kann eine intellektuelle Ursache angegeben werden, weshalb ein Gegenstand schön oder unschön ist. Der Verstand hat in der Körperwelt seine Formen und Gestalten. Er wohnt, trotz der vielen anscheinenden Widersprüche, in Schönheit. Hässlichkeit, das widerliche Wort, muss sich anstrengen, um das zu erlangen, worüber die Schönheit ohne Mühe gebietet. Daher sieht man Distinktion – den präsumtiven Beweis intellektueller Größe – so oft mit körperlicher Hässlichkeit gepaart. Daher kommt der hässliche hystrionische Künstler – daher die weibliche Bibliographie, – daher die Blaustrümpfe.

Andererseits sitzt die Schönheit auf ihrem Thron wie eine Königin oder Göttin. Sie macht keine Anstrengungen, weil sie die Notwendigkeit davon nicht fühlt. Die Welt nähert

sich ihr auf ihr leisestes Verlangen und breitet ihre Gaben zu ihren Füßen aus.

Diese Gedanken zogen, wenn nicht alle, doch teilweise durch meinen Geist, während meine Augen sich entzückt an den anmutigen Wellenlinien weideten, welche das schöne Wesen vor mir begrenzten.

Ich glaubte, das Gesicht schon irgendwo gesehen zu haben. Ich hatte es aber erst einen Augenblick vorher, während ich auf das der älteren Dame blickte. Sie hatte das gleiche Gesicht, den von der Mutter an die Tochter vererbten gleichen Typus, dieselbe hohe Stirn, der gleiche Gesichtswinkel, dieselben Umrisse der Nase, welche gerade hinabging, wie ein Lichtstrahl die zarten, spiralförmigen Kurven an den Öffnungen zeigte, welche einem auf den griechischen Medaillons entgegentraten. Auch ihr Haar war von gleicher goldener Farbe, trotzdem, dass bei dem der Mutter das Gold eine Beimischung von Silber blicken ließ. Die Locken des Mädchens wallten wie Sonnenstrahlen über einen Nacken und Schultern von so zarter weißer Farbe, als ob sie aus dem Stein von Carrara gemeißelt wären.

Alles dies wird vielleicht als eine hochfliegende Redeweise erscheinen, aber ich kann über dieses Thema weder anders schreiben noch sprechen. Ich will davon abstehen und Euch mit Details verschonen, die für Euch wohl von geringerem Interesse sein würden. Erweist mir dagegen die Gefälligkeit, zu glauben, dass das Wesen, welches mich damals und auf ewig zur Liebe zwang, schön und lebenswürdig war.

»Es würde sehr gütig sein, wenn Madame und Mademoiselle die Marseillaise, die schöne Marseillaise spielen würden. Was sagen Sie dazu, mein liebes Fräulein?«

»Zoe, Zoe, nimm dein Bandolon. Ja, Doktor, wir werden sie Ihnen mit Vergnügen vorspielen. Die Musik ist uns ebenso lieb, wie Ihnen – komm, Zoe.«

Das junge Mädchen, welches bis jetzt den Arbeiten des Naturforschers aufmerksam zugesehen hatte, glitt in eine entfernte Ecke des Zimmers, nahm ein der Gitarre ähnliches Instrument, kehrte zurück und setzte sich neben ihre Mutter.

Das Bandolon war bald mit der Harfe gleich gestimmt und die Saiten beider ließen die aufregenden Klänge der Marseillaise erschallen.

Es lag etwas ungemein Graziöses in dem Spiel der Damen. Die Instrumentation erschien mir vollkommen, und die Stimmen der Spielenden begleitete sie in lieblicher und doch feuriger Harmonie. Als ich auf das Mädchen blickte, dessen Züge von dem Gedanken der Nationalhymne belebt waren und dessen ganzes Gesicht strahlte, kam sie mir wie ein unsterbliches Wesen, wie eine junge Freiheitsgöttin vor, welche ihre Kinder zu den Waffen ruft.

Der Botaniker hatte seine Arbeiten unterbrochen und lauschte ihnen mit entzückter Aufmerksamkeit. Bei der Wiederkehr des Rufes »Aux armes, Citoyen!« schnippte der Alte jedes Mal mit den Fingern und schlug mit den Füßen auf den Boden den Takt. Er war von demselben Geist ergriffen, welcher zu jener Zeit sich in ganz Europa seiner Krisis näherte.

Wo bin ich? – Französische Gesichter – französische Musik – französische Stimmen und die Unterhaltung in französischer Sprache! Denn der Botaniker redete die Frau in dieser Sprache, wenn auch mit einem starken rheinischen Akzent, an, welcher meine ersten Eindrücke in Bezug auf

seine Nationalität bestärkte. Wo bin ich?

Mein Blick schweifte im Zimmer umher, um eine Antwort zu suchen.

Ich konnte den Hausrat erkennen – die kreuzbeinigen Campe-Stühle, einen refoozo, einen Palmbblatt-Petate, ha – Alp!

Der Hund lag auf der Decke in der Nähe meines Lagers und schlief.

»Alp! Alp!«

»Oh, Mama – écoutez! Der Fremde ruft!«

Der Hund sprang auf, stellte seiner Vorderpfoten auf das Bett und streckte mir seine Nase mit einem freudigen Winseln entgegen. Ich streichelte ihn und sprach einige Schmeichelworte aus.

»O, Mama, er kennt ihn!«

Die Dame stand hastig auf und näherte sich dem Bett. Der Deutsche erfasste meinen Arm und stieß den Bernhardiner, welcher auf mein Bett springen wollte, zurück.

»Mein Gott, er ist gesund! Sehen Sie nur seine Augen, Doktor – wie er sich verändert hat!«

»Ja, ja – viel wohler, bedeutend wohler! Still, Hund! Geh, geh weg, mein guter Hund!«

»Wer – wo – sagen Sie mir, wo ich bin? Sagen Sie mir, wer Sie sind?«

»Fürchten Sie nichts, wir sind Freunde. Sie sind krank gewesen.«

»Ja, ja – wir sind Freunde. Sie sind krank gewesen. Fürchten Sie uns nicht, Herr – wir werden bei Ihnen wachen. Dies ist der gute Doktor – dies ist Mama – und ich bin ...«

»Ein Engel des Himmels – schöne Zoe!«

Das Kind blickte mich mit einem Ausdruck der Verwun-

derung an und errötete, als sie sagte: »Höre nur, Mama - er kennt meinen Namen.«

Es war das erste Kompliment, welches sie je von den Lippen der Liebe erhalten hatte.

»Es ist gut, Madame - er ist bedeutend wohler - er wird jetzt sehr bald ganz gesund sein - geh hinweg, mein guter Alp, dein Herr wird genesen - leg dich, guter Hund.«

»Vielleicht sollten wir ihn verlassen, Doktor das Geräusch ...«

»Nein - nein, seien Sie so gut, bei mir zu bleiben. Die Musik - wollen Sie nicht wieder spielen?«

»Ja, die Musik ist sehr gut, - die Musik ist sehr gut für das Gehirn.«

»O, Mama, dann wollen wir spielen.«

Ich lauschte lange auf die lieblichen Klänge und betrachtete dabei die schönen Virtuosinnen.

Endlich wurden mir aber die Augen schwer und die Wirklichkeit vor mir verwandelte sich in die weichen Umrisse eines Traumes.

Mein Traum wurde durch das plötzliche Aufhören der Musik unterbrochen. Ich glaubte, froh meines Schlafes, das Öffnen einer Tür zu hören. Als ich nach der vor Kurzem von den Spielerinnen eingenommenen Stelle blickte, sah ich, dass sie fort waren. Das Bandolon war auf die Ottomane geworfen worden und lag noch da, aber sie war verschwunden.

Ich konnte von meinem Bett aus nicht das ganze Zimmer übersehen, wusste aber, dass jemand zur äußeren Tür ein-

getreten war. Ich hörte Ausdrücke der Bewillkommnung und der Liebe, ein Rauschen von Kleidern, das Wort Papa, meine kleine Zoe, von denen die letzten durch eine Männerstimme gesprochen wurden.

Darauf erfolgten einige Erklärungen, die in einem mir unverständlicheren Ton gegeben wurden, sodass ich sie nicht hören konnte. Es verstrichen einige Minuten und ich lag schweigend und lauschend da. Nach Kurzem vernahm ich Schritte in der Halle. Ein Stiefel mit klirrenden Sporen trat auf den mit Ziegeln belegten Fußboden. Die Schritte kamen in das Zimmer und näherten sich dem Bett. Ich blickte auf und schrak zusammen. Vor mir stand der Skalpjäger.

Dreizehntes Kapitel

Seguin

»Sie sind wohler – Sie werden bald wieder gesund sein. Es freut mich, zu sehen, dass Sie genesen.«

Er sagte dies, ohne mir seine Hand zu bieten.

»Ich verdanke Ihnen mein Leben, nicht wahr?«

Es ist seltsam, dass ich mich in dem Augenblick, wo ich den Mann sah, überzeugt fühlte. Ich glaubte, dass mir schon früher, nachdem ich aus meinem langen Traum erwachte, eine solche Idee in den Sinn kam. Hatte ich ihn bei meinen Forschungen nach Wasser angetroffen oder hatte ich es bloß geträumt?

»Ja«, antwortete er lächelnd, »aber Sie werden sich daran erinnern, dass ich einigermaßen daran schuld war, dass Sie in Gefahr gerieten, es zu verlieren.«

»Wollen Sie diese Hand nehmen? Wollen Sie mir verzeihen?«

Es liegt doch selbst in der Dankbarkeit etwas Egoistisches. Wie seltsam hatte sie meine Gefühle gegen diesen Mann verändert. Ich bat um die Hand, welche ich erst vor wenigen Tagen, im Stolz meiner Moralität, als etwas Verabscheuungswürdiges zurückgewiesen hatte.

Aber ich wurde noch von anderen Gedanken beeinflusst. Der Mann vor mir war der Gatte der Dame, war Zoes Vater. Sein Charakter, sein entsetzlicher Beruf waren vergessen, und im nächsten Augenblick umschlossen sich unsere Hände mit dem Druck der Freundschaft.

»Ich habe nichts zu verzeihen. Ich ehre das Gefühl, welches Sie antrieb, so zu handeln, wie Sie es taten. Diese Behauptung wird Ihnen vielleicht seltsam erscheinen. Nachdem, was Sie von mir wussten, handelten Sie recht, und es wird vielleicht eine Zeit kommen, Sir, wo Sie mich besser kennengelernt haben – wo die Taten, die Sie verabscheuen, Ihnen nicht bloß verzeihlich, sondern auch gerecht erscheinen werden. Für jetzt genug davon. Die Absicht, weshalb ich jetzt an Ihr Lager trete, ist die, Sie zu bitten, das, was Sie von mir wissen, hier nicht zu verraten.«

Seine Stimme sank, als er dies sagte, zu einem Flüsterton und er deutete dabei zu der Tür des Zimmers.

»Aber wie«, fragte ich, da ich seine Aufmerksamkeit von diesem unangenehmen Thema abzulenken wünschte. »Wie bin ich in dieses Haus gekommen? Es gehört, wie ich bemerke, Ihnen. Wie bin ich hierhergekommen? Wo haben Sie mich gefunden?«

»In einer nicht etwa sicheren Lage«, antwortete er lächelnd. »Ich kann kaum auf das Verdienst, Sie gerettet zu

haben, Anspruch erheben. Sie haben Ihrem edlen Pferd dafür zu danken.«

»O, mein Pferd, mein wackerer Moro! Ich habe ihn verloren!«

»Ihr Pferd steht am Maistrog, keine zehn Schritte von Ihrem Lager. Ich glaube, dass Sie es in einem etwas besseren Zustand finden werden, als zu der Zeit, wo Sie es das letzte Mal sahen. Ihre Maultiere sind draußen, Ihr Gepäck ist in guter Ordnung. Sie werden alles hier finden!« Er deutete auf das Fußende des Bettes.

»Und ...?«

»Sie möchten nach Godé fragen?«, unterbrach er mich. »Seien Sie um seinen willen unbesorgt, auch er ist in Sicherheit. Er ist jetzt abwesend, wird aber bald da sein.«

»Wie kann ich Ihnen danken! Dies sind tatsächlich gute Nachrichten. Mein wackerer Moro ... und Alp! ... hier! ... aber wie, Sie sagen, dass mein Pferd mich gerettet habe? Es hat es schon einmal getan. Wie war dies möglich?«

»Einfach auf die folgende Weise. Wir fanden Sie mehrere Meilen von diesem Haus auf einer Klippe, von welcher man auf den Rio del Norte hinabschaut. Sie hingen oben am Rand an Ihrem Lasso, das sich durch einen glücklichen Zufall um Ihren Leib geschlungen hatte. Das eine Ende davon war an den Gebissring geknüpft, und das edle Tier hatte sich auf seine Hinterschlenkel zurückgeworfen und hielt Ihre Last mit seinem Hals.«

»Der herrliche Moro! Welche entsetzliche Lage!«

»Ja, das können Sie wohl sagen. Wenn Sie hinabgestürzt wären, so würden Sie tausend Fuß tief gefallen sein, ehe Sie unten die Felsen erreicht hätten. Es war tatsächlich eine furchtbare Lage.«

»Ich muss bei dem Suchen nach Wasser hinüber geschwankt sein.«

»Sie sind in Ihrem Delirium über den Rand geschritten. Sie würden es zum zweiten Mal getan haben, wenn wir Sie nicht daran gehindert hätten. Als wir Sie auf die Klippe zogen, rangen Sie mit uns, um wieder zurückzueilen. Sie sahen das Wasser unter sich, aber nicht den Abgrund. Der Durst ist etwas Entsetzliches – an sich selbst schon ein Wahnsinn.«

»Ich erinnere mich an einiges von alledem. Ich dachte, dass es ein Traum gewesen wäre.«

»Zerbrechen Sie sich den Kopf nicht mit diesen Dingen. Der Doktor hier ermahnt mich, Sie zu verlassen. Ich habe wie gesagt, einen Zweck dabei, sonst würde ich Ihnen diesen Besuch nicht gemacht haben.«

Hier zog ein trüber Ausdruck über das Gesicht des Sprechenden.

»Ich habe nicht viele Momente übrig. Heute Nacht schon muss ich weiter – fern von hier sein. In wenigen Tagen werde ich zurückkehren. Beruhigen Sie sich unterdessen und genesen Sie. Der Doktor wird dafür sorgen, dass es Ihnen an nichts mangelt. Meine Frau und meine Tochter werden Sie pflegen.«

»Dank! Dank!«

»Sie werden wohl tun, da zu bleiben, wo Sie sind, bis Ihre Freunde von Chihuahua zurückkehren. Sie werden nicht weit von hier vorbeikommen und ich werde es Ihnen mitteilen, wenn sie in der Nähe sind. Sie sind ein halber Gelehrter. Hier befinden sich Bücher in verschiedenen Sprachen, unterhalten Sie sich – sie werden Ihnen Musik machen. Leben Sie wohl!«

»Warten Sie noch einen Augenblick, Sir. Sie scheinen eine sonderbare Caprice für mein Pferd gefasst zu haben.«

»O, Monsieur, es war keine Caprice, aber ich werde Ihnen das ein anderes Mal erzählen, wenn vielleicht die Notwendigkeit nicht mehr vorhanden ist.«

»Nehmen Sie es, wenn Sie wollen – ein anderes wird meinem Zweck auch entsprechen.«

»Nein, denken Sie, dass ich Sie dessen berauben könne, was Sie so hoch schätzen und mit so gutem Grund dazu? Nein, nein, behalten Sie den guten Moro. Ihre Anhänglichkeit an das edle Tier wundert mich nicht.«

»Sie sagen, dass Sie heute eine lange Reise zu machen haben? Nehmen Sie es für dieselbe.«

»Dieses Anerbieten nehme ich gern an, denn mein Pferd ist allerdings erschöpft. Ich bin seit zwei Tagen im Sattel. Nun, Adieu!«

Seguin drückte meine Hand und entfernte sich. Ich hörte das Klirren seiner Sporen, als er durch das Zimmer schritt, und im nächsten Augenblick schloss sich hinter ihm die Tür.

Ich war allein und lauschte auf jeden, von außen zu mir dringenden Laut. Etwa eine halbe Stunde später hörte ich den Hufschlag eines Pferdes und sah den Schatten eines Reiters am Fenster vorüberstreifen. Er hatte seine Reise angetreten, ohne Zweifel, um eine blutige, mit seinem furchtbaren Beruf in Verbindung stehende Pflicht zu erfüllen.

Ich lag noch eine Zeit lang in peinlichem Nachdenken über diesen seltsamen Mann. Endlich unterbrach aber eine liebliche Stimme meine Gedanken. Vor mir erschien ein holdes Gesicht, und der Skalpjäger war vergessen.

Vierzehntes Kapitel

Liebe

Ich möchte die Geschichte der nächsten zehn Tage in ebenso viele Worte zusammenpressen. Ich möchte euch nicht mit den Details meiner Liebe langweilen – einer Liebe, die im kurzen Zeitraum von wenigen Stunden zu einer tiefen und glühenden Leidenschaft wurde.

Ich war zu jener Zeit jung – gerade in dem Alter, wo die romantischen Ereignisse, welche mir zustießen, und dieses schöne Wesen in meinen Weg warfen, den tiefen Eindruck auf mich machten – in dem Alter, wo das Herz, ohne kalte Berechnungen über die Zukunft anzustellen, sich widerstandslos den elektrischen Eindrücken der Liebe hingibt. Ich sage, den elektrischen; ich glaube, dass in diesem Alter die Sympathien, welche sich zwischen zwei Herzen erzeugen, rein von dieser Art sind.

In einer späteren Periode unseres Lebens verstreut und zerteilt sich diese Kraft, die Vernunft beherrscht sie, und wir werden uns der Fähigkeit bewusst, unsere Neigungen zu übertragen, denn sie haben bereits die Treue gebrochen, und wir verlieren das süße Vertrauen, welches die Liebe unserer Jugend gestärkt hatte. Wir sind entweder gebietend oder eifersüchtig, je nachdem die Vorteile zu unseren Gunsten oder gegen uns erscheinen. Eine grobe Legierung verbindet sich mit der Liebe unseres mittleren Lebensalters und vermindert die Göttlichkeit ihres Charakters auf bedauerliche Weise.

Ich konnte das, was ich damals fühlte, meine erste eigentliche Leidenschaft nennen. Ich glaubte, schon früher geliebt

zu haben; aber nein, es war nur ein Traum, ein Traum des Dorfschulknaben, der den Himmel in den spröden Augen seiner Schulkameradin sah, oder der vielleicht bei dem Familien-Picknick in einem romantischen Tal die rosigen Wangen seiner hübschen Cousine geküsst hatte.

Ich genas mit einer Schnelligkeit, die den geschickten Arzt in Erstaunen setzte. Die Liebe nährte das Feuer des Lebens. Der Wille bewirkt oftmals die Tat, und Ihr mögt sagen, was euch beliebt; aber ich behaupte, dass er seine Gewalt auf den Körper ausübt. Der Wunsch, wohl zu sein – ein Lebenszweck, sind oftmals die schnellsten Wiederherstellungsmittel; für mich waren sie es.

Ich wurde kräftig und erhob mich von meinem Lager. Ein Blick in den Spiegel verkündete mir, dass meine Farbe zurückkehrte.

Der Instinkt lehrt den Vogel, wenn er sich um sein Weibchen bewirbt, seine Schwingen zu putzen, bis sie den höchsten Glanz erreichen, und ein ähnliches Gefühl machte mich jetzt auf meine Toilette aufmerksam. Mein Mantelsack wurde ausgepackt, meine Rasiermesser herausgezogen, der Bart verschwand von meinem Kinn und der Schnurrbart wurde zu seinen gewöhnlichen Dimensionen beschnitten.

Ich bekenne alles dies. Die Welt hatte mir gesagt, dass ich nicht hässlich sei, und ich glaubte ihr. Ich bin in meiner Eitelkeit ein Sterblicher. Ihr nicht auch?

Bei ihr – bei Zoe – dem Naturkind in seiner vollkommenen Unschuld – gab es keine solche Einbildung. Die Kunstgriffe der Toilette kamen ihr nie in den Sinn. Sie wusste nichts von der Anmut, welche ihr die Natur mit so verschwenderischer Hand verliehen hatte. Noch niemand hat-

te ihr etwas von ihrer Schönheit gesagt. Ich hatte die seltsame Tatsache erfahren, dass ich, mit Ausnahme ihres Vaters, des alten Botanikers und der Pueblo-Peonen, der Diener des Hauses, die einzige Person meines Geschlechts gewesen war, die sie seit ihrer frühen Kindheit gesehen hatte. Jahre lang hatte sie mit ihrer Mutter in der Abgeschiedenheit ihres Hauses – einer Abgeschiedenheit, die ebenso ununterbrochen war, wie die eines Klosters – gelebt. Alles dies war rätselhaft, und erst später erfuhr ich die Lösung.

Ihr Herz war also ein jungfräulich reines und fleckenloses, ein Herz, in dessen holden Traum das Licht der Liebe seine Strahlen noch nicht geworfen, gegen dessen heilige Unschuld der Liebesgott noch keinen einzigen Pfeil abgeschossen hatte!

Gehörst du zu meinem Geschlecht? Hast du je gewünscht, der Herr eines Herzens, wie dieses, zu werden? Wenn du diese Fragen bejahend beantworten kannst, so sage ich dir – was du vielleicht noch gut in deinem Gedächtnis hast, – dass alle Anstrengungen, die du gemacht hast, um dieses Ziel zu erreichen, vergeblich waren. Du wurdest augenblicklich geliebt, oder nie! Das jungfräuliche Herz lässt sich nicht durch die Feinheiten des Hofmachens gewinnen. Es hat keine halben Neigungen, die einer zärtlichen Bewerbung von deiner Seite weichen. Der Gegenstand zieht es entweder an oder stößt es zurück, und der Eindruck ist schnell wie das Zucken eines Blitzes. Es ist der Wurf eines Würfels: Du hast gewonnen oder verloren. Wenn das Letztere der Fall ist, so tust du am besten, abzustehen. Keine Anstrengung vermag das Hindernis zu überwinden und die Empfindung der Liebe hervorzubringen. Freundschaft kannst du erwerben – Liebe nie! Keine

Koketterie von deiner Seite vermag das Herz eifersüchtig zu machen. Keine Gunstbezeugungen, die du verleihen kannst, vermögen es zur Liebe gegen dich zu bewegen. Du magst Welten unterjochen können, aber sein geheimes, stilles Pulsieren nicht beherrschen. Du kannst der Held von Tausenden sein, und doch wird der, dessen Bild in jenes kleine Herz geworfen ist, sein Held, und für dasselbe edler und höher sein als alle anderen! Das holde junge Geschöpf – dessen Eigentümerin – wird völlig die Seine sein, wie niedrig, wie wertlos er auch sein mag. Bei ihr wird es keine Zurückhaltung, kein Vernünfteln, keine Vorsicht, keine List geben. Sie wird nur den geheimnisvollen Einflüsterungen der Natur weichen. Unter ihrem Einfluss wird sie ihr ganzes Herz an dem Altar binden, selbst wenn sie weiß, dass er ein blutendes Opfer daraus machen wird!

Ist es bei dem gereiften – oft angegriffenen Herzen – bei der Ballsaalschönen – der Kokette, auch so? Nein. Wenn du auch hier zurückgewiesen wirst, brauchst du noch nicht zu verzweifeln. Du kannst versteckte Eigenschaften besitzen, welche die Runzeln von der Stirn verscheuchen und das Lächeln auf das Gesicht zaubern. Du kannst große Taten verrichten, du kannst Ruhm erwerben, und die Geringschätzung, welche dich einst zurückgewiesen hat, kann zur Demut vor deinen Füßen werden. Dennoch ist dies vielleicht auch Liebe – und zwar starke Liebe, die sich auf Bewunderung einer intellektuellen, oder vielleicht körperlichen Eigenschaft gründet, als deren Besitzer du dich erwiesen hast. Es ist eine Liebe, die von der Vernunft, und nicht von dem rätselhaften Instinkt, welcher das Herz beherrscht, geleitet wird. Auf welche von diesen Lieben bauen die Männer den höchsten Triumph? Auf welche sind sie

am stolzesten? Auf die Letzteren leider! Und der, welcher uns geschaffen hat, mag das Warum sagen. Aber ich habe nie einen Mann gesehen, der nicht eher wegen der Schönheit seines Körpers, als der Vortrefflichkeit seines Geistes geliebt werden möchte! Ihr mögt mich wegen dieser Behauptung tadeln, Ihr mögt sie ableugnen, aber sie ist wahr! O, es gibt keine süßere Freude, keinen höheren Triumph, als ob wir die bebende, kleine Gefangene, deren Herz in dem reinen Pulsschlag einer jungfräulichen Liebe klopft, an unsere Brust gezogen haben.

Dies sind später gekommene Gedanken. Ich war zu der Zeit, von welcher ich schreibe, zu jung, um so vernünfteln zu können, zu wenig in der Diplomatie der Liebe erfahren, und doch zogen eine Menge von Gedanken durch meinen Geist. Ich ersann eine Anzahl von Plänen, um zu entdecken, ob ich geliebt werde.

Im Haus befand sich eine Gitarre. Ich hatte sie auf meiner Universität spielen gelernt, und ihre Musik erfreute sowohl Zoe als ihre Mutter. Ich sang ihnen die Lieder meines Vaterlandes – Lieder der Liebe – vor und beobachtete mit pochendem Herzen, ob meine glühenden Worte einen Eindruck auf sie hervorbrachten. Mehr als einmal legte ich das Instrument mit Gefühlen getäuschter Hoffnung beiseite.

Von Tag zu Tag zogen immer seltsamere Reflexionen durch meinen Geist. Konnte es wahr sein, dass sie noch zu jung war, um die Bedeutung des Wortes Liebe zu verstehen? Zu jung, um eine Leidenschaft zu empfinden? Sie war erst zwölf Jahre alt. Aber sie war das Kind eines sonnigen Klimas, und ich hatte in diesem Alter oft unter dem warmen Himmel von Mexiko verheiratete Frauen und zärtliche Mütter gesehen!

Wir waren täglich allein beisammen. Der Botaniker beschäftigte sich mit seinen Studien, und die schweigsame Mutter mit den Pflichten ihrer Hausführung. Die Liebe ist nicht blind. Für die ganze übrige Welt mag sie es sein, aber für ihren Gegenstand ist sie wachsam wie der Argus.

Ich war im Gebrauch des Bleistifts geschickt und unterhielt meine Gefährtin mit Skizzen auf Papierstückchen und den weißen Blättern ihrer Noten. Viele davon waren die Gestalten von Frauen in verschiedenartigen Stellungen und Kostümen. In einer Beziehung waren sie einander ähnlich – ihre Gesichter waren gleich!

Das Kind hatte, ohne den Grund zu erraten, diese Eigentümlichkeit der Zeichnungen bemerkt.

»Wie kommt das?«, fragte sie eines Tages, als wir beisammen saßen. »Diese Damen sind alle in verschiedenem Kostüm, gehören sie nicht auch verschiedenen Nationen an? Und doch sind ihre Gesichter alle einander ähnlich. Sie haben alle dieselben Züge – ja, genau dieselben!«

»Es ist Ihr Gesicht, Zoe. Ich kann kein anderes zeichnen.«

Sie erhob ihre großen Augen und heftete sie mit einem Ausdruck unschuldiger Verwunderung auf mich. Errötete sie? Nein!

»Ist das mir ähnlich?«

»Ja, so gut ich es zu zeichnen vermag.«

»Und warum zeichnen Sie keine anderen Gesichter?«

»Warum? Weil ich – Zoe, ich fürchte, dass Sie mich nicht verstehen würden.«

»O, Enrique, halten Sie mich für ein so unverständiges

Mädchen? Verstehe ich nicht alles, was Sie mir von den fremden Ländern, wo Sie gewesen sind, erzählen? Ich kann doch sicherlich dies ebenso gut begreifen!«

»Nun, so will ich es Ihnen sagen, Zoe ...«

Ich beugte mich mit glühendem Herzen und bebender Stimme vorwärts.

»Es kommt daher, weil - Ihr Gesicht beständig vor mir steht - ich kann kein anderes malen. Es kommt daher - dass - ich Sie liebe, Zoe!«

»O, ist das der Grund? Und wenn Sie eine Person lieben, so steht ihr Gesicht vor Ihnen, mag die Person selbst nun gegenwärtig sein, oder nicht? Ist das nicht so?«

»Es ist so«, antwortete ich mit einem peinlichen Gefühl getäuschter Erwartung.

»Und - ist das Liebe, Enrique?«

»Ja!«

»Dann muss ich Sie lieben, denn überall, wo ich auch bin, kann ich Ihr Gesicht ganz deutlich vor mir sehen! Wenn ich den Bleistift ebenso gut zu gebrauchen verstehe wie Sie, so bin ich überzeugt, dass ich es zu malen vermöchte, wenn Sie auch nicht in meiner Nähe wären. Denken Sie, dass ich Sie liebe, Enrique?«

Keine Feder würde imstande sein, die Gefühle, welche mich in jenem Augenblick durchbebten, zu beschreiben. Wir saßen nebeneinander, und das Blatt, auf welchem die Skizzen waren, wurde von uns gemeinschaftlich gehalten. Meine Hand wanderte über die Oberfläche, bis die widerstandslosen Finger meiner Nachbarin von den meinen umfasst waren, eine glühende Empfindung folgte der elektrischen Berührung, das Papier fiel zu Boden, und mit stolzem, aber bebendem Herzen zog ich die nachgiebige Ge-

stalt an mich.

Sie leistete keinen Widerstand – unsere Lippen begegneten sich im ersten Kuss, im Kuss gegenseitiger Liebe. Ich fühlte, wie ihr Herz pochte und wogte, als sie an meiner Brust lag. O Freude, Freude! Ich war der Herr jenes kleinen Herzens.

Fünfzehntes Kapitel

Licht und Schatten

Das Haus, welches wir bewohnten, stand in einer viereckigen Einfriedung, die bis an die Ufer des Flusses – des Rio del Norte – hinabging. Diese Einfriedung war ein auf allen Seiten von hohen dicken Adobemauern umschlossener Garten. Auf die Kronen dieser Mauern waren Reihen von Kakteen gepflanzt worden, die mächtige, dornige Zweige getrieben hatten und undurchdringliche spanische Reiter bildeten. Das Haus und der Garten hatten nur einen einzigen Eingang durch eine mächtige Gittertür, die wie ich bemerkt hatte, stets geschlossen und verriegelt war. Ich hatte keinen Wunsch, auszugehen. Der Garten – ein großer – hatte bisher die Grenzen meiner Spaziergänge gebildet, und diese wanderte ich oft mit Zoe und ihrer Mutter, doch öfter aber mit Zoe allein.

Das Grundstück enthielt mancherlei interessante Gegenstände. Es war eine Ruine und das Haus selbst legte Zeugnis von besseren Zeiten ab. Es war ein großes Gebäude im maurisch-spanischen Stil, mit einem platten Dach (Azotea) und einer krenellierten Brustwehr auf der Vorderseite. Hier

und da waren die kleinen Steintürmchen von der Brustwehr hinabgestürzt, und die Stellen, wo sie gewesen waren, zeigten Spuren von Vernachlässigung und Verfall.

Der Garten zeigte in seiner ganzen Ausdehnung diese Symptome. Zugleich konnte man aber in seinen Ruinen ein vollständiges Zeugnis von der großen Sorgfalt, welche einst darauf verwendet worden war, lesen. Zerbröckelnde Statuen, trockene Springbrunnen, zerstörte Lauben, mit Kraut bewachsene Gänge bewiesen seine frühere Großartigkeit – seine jetzige Vernachlässigung. Es waren viele Bäume von seltenen exotischen Arten darin, aber ihre Früchte und Äste waren verwildert und sie selbst zu einem Dickicht miteinander verwachsen. Gerade in dieser Wildheit lag jedoch eine Schönheit, die mich bezauberte, und die Sinne wurden von dem Duft von tausend Blumen entzückt, welcher beständig die Luft erfüllte.

Die Mauern des Gartens stießen an den Fluss und endeten dort, denn die Ufer waren steil und senkrecht, und das darunter hinlaufende tiefe, stille Wasser bot auf dieser Seite einen hinlänglichen Schutz.

Ein dichter Hain von Cottonholzbäumen säumte das Flussufer und in ihrem Schatten war eine Anzahl von Sitzen von lackiertem Mauerwerk in einem den spanischen Bädern eigentümlichen Stil errichtet worden. In die Klippe selbst waren von rankenden Sträuchern überhangene Stufen eingehauen, die bis an den Rand des Wassers reichten. Ich hatte unter den Bäumen an der Stelle, wo diese Stufen auf das Wasser gingen, einen kleinen Kahn angekettet gesehen.

Nur von diesem Punkt aus vermochte man über die Grenzen der Einfriedung hinauf zu schauen. Die Aussicht

war herrlich und umfasste auf mehrere Meilen die Windungen des Rio del Norte.

Die Gegend außerhalb des Grundstücks schien wild und unbewohnt zu sein. Fast so weit das Auge reichte, war die Landschaft mit dem schönen Laub der Cottonholzbäume bedeckt, die ihren milden Schatten auf den Fluss warfen. Südlich ragte, beinahe am Horizont, ein einzelner Kirchturm über die Wipfel herauf. Dies war der Kirchturm von El Paso del Norte, dessen weinbewachsene Hügel sich gegen den fernen Hintergrund erhoben. Im Osten türmten sich die Felsengebirge auf – die geheimnisvolle Kette der Oreganos, deren dunkler Bergsee mit seiner Ebbe und Flut dem einsamen Jäger einen abergläubischen Schrecken einflößt. Im Westen erblickte man tief am Horizont die Zwillingketten der Mimbres – jene Goldberge – deren öde Pässe selten vom Tritt eines Menschenfußes widerhallen. Selbst der tollkühne Trapper wendete sich abseits, wenn er sich diesem unbekanntem Land nähert, das sich nördlich vom Gila hinstreckt, dem Land der Apachen und der menschenfressenden Navajo.

Wir suchten jeden Abend den Cottonholzhain auf und sahen, auf einer von den Bänken sitzend, die Sonne in einem Glutmeer untergehen. Zu dieser Zeit des Tages war ich mit meiner kleinen Gefährtin stets allein.

Ich habe sie meine kleine Gefährtin genannt, obwohl ich zu jener Zeit dachte, dass sie plötzlich zu einer großen Statue aufgeschossen sei und die Gestalt und Umrisse einer Jungfrau angenommen habe. In meinen Augen war sie

nicht mehr ein Kind. Ihre Gestalt hatte sich mehr entwickelt, ihr Busen stieg in seinen sanften Wellenlinien höher und ihre Bewegungen schienen mir weiblich und gebietend. Auch ihre Gesichtsfarbe schien sich erhöht zu haben, und auf ihren Zügen spielte ein strahlender Glanz. Das aus ihren großen blauen Augen strömende Licht vermehrte ihren flüssigen Schimmer. Es war in Geist und Körper eine Veränderung eingetreten, es war die mystische Veränderung der Liebe. Sie stand unter dem Einfluss des Gottes dieser Leidenschaft.

Eines Abends saßen wir, wie gewöhnlich, in dem feierlichen Schatten des Hains. Wir hatten die Gitarre und das Bandolon mitgebracht, aber nach wenigen Tönen war die Musik in Vergessenheit geraten und die Instrumente lagen auf dem Gras zu unseren Füßen. Wir liebten es, der Musik unserer eigenen Stimmen zu lauschen. Wir zogen dem Aussprechen der Gefühle des lieblichsten Gesanges das unserer eigenen Gedanken vor. Um uns her gab es Musik genug: das Summen der wilden Bienen, welche der sich schließenden Blume Lebewohl sagten, das Krächzen des Kranichs in dem fernen Röhricht und das sanfte Girren der Tauben, welche paarweise auf den nahen Zweigen saßen und wie wir einander ihre Liebe zuflüsterten.

Der Herbst hatte jetzt die Wälder gemalt und das Laub alle Farben angenommen. Der Schatten der hohen Bäume lag auf der Wasserfläche, während der Strom sich stumm unter ihnen dahinwälzte. Die Sonne war untergegangen und der Kirchturm von El Paso strahlte wie ein goldener

Stern in dem scheidenden Kuss ihres Lichts. Unsere Augen schweiften umher und ruhten auf der glitzernden Turmspitze.

»Ich weiß kaum noch, wie die Kirche aussieht. Es ist so lange her, seit ich sie gesehen habe«, sagte meine Gefährtin halb vor sich hin.

»Wie lange?«

»O viele, viele Jahre – ich war damals noch sehr jung.«

»Und Sie sind seitdem nicht aus diesen Mauern gekommen?«

»Ja, doch. Der Papa hat uns – die Mama und mich – oft, aber nicht in der letzten Zeit, in dem Boot flussabwärts gefahren.«

»Und haben Sie keinen Wunsch, draußen in jenen grünen Wäldern umherzuwandern?«

»Ich wünsche es nicht, ich bin hier zufrieden.«

»Aber werden Sie stets hier zufrieden sein?«

»Und warum nicht, Enrique? Warum sollte ich nicht glücklich sein, wenn Sie bei mir sind?«

»Aber wenn ...«

Ein dunkler Schatten schien durch ihre Gedanken zu ziehen. Von der Liebe völlig erfüllt, hatte sie nie an die Wahrscheinlichkeit meiner Abreise gedacht und ich dies ebenso wenig getan. Ihre Wangen wurden plötzlich bleich, und ich sah ihre Augen einen schmerzlichen Ausdruck annehmen, als sie dieselben auf mich heftete. Die Worte waren aber heraus.

»... wenn ich Sie verlassen muss?«

Sie warf sich mit einem kurzen, scharfen Schrei, als ob sie einen Stich in das Herz erhalten habe, an meine Brust und rief mit leidenschaftlicher Stimme laut aus: »O mein Gott!

Mein Gott! Mich verlassen? Sie werden mich nicht verlassen! Sie, der mich lieben gelehrt hat! O, Enrique, warum haben Sie mir gesagt, dass Sie mich liebten, warum haben Sie mich lieben gelehrt?«

»Zoe!«

»Enrique – Enrique! Sagen Sie, dass Sie mich nicht verlassen!«

»Niemals, Zoe, ich schwöre es – niemals – niemals!«

Ich glaubte in diesem Augenblick den Schlag eines Ruders zu hören, aber der wilde Aufruhr meiner Geliebten, die in dem Entzücken des Umschwungs ihrer Gefühle ihren Arm um mich geschlungen hatte, verhinderte mich, aufzustehen und über das Ufer hinabzublicken. Ich meinte, dass es das Plätschern des Tauchers gewesen sei, und gab mich dem langen, entzückenden Kuss hin. Als ich wieder meinen Kopf erhob, fiel mein Auge auf einen über dem Uferrand erscheinenden Gegenstand. Es war ein schwarzer Sombrero mit einem goldenen Band. Ich kannte den Eigentümer desselben augenblicklich – es war Seguin!

Im nächsten Augenblick war er neben uns.

»Papa!«, rief Zoe, indem sie aufsprang und die Arme ausstreckte, um ihn zu umschlingen.

Der Vater schob sie auf die eine Seite, indem er ihre Hand erfasste. Eine Minute lang blieb er stumm und heftete seine Augen mit einem Ausdruck, den ich nicht zu beschreiben vermag, auf mich. Es lag ein Gemisch von Vorwürfen, Kummer und Entrüstung darin. Ich war aufgestanden und ihm entgegengetreten, aber dieser eigentümliche Blick erfüllte mich mit Verwirrung und ich stand beschämt und schweigend da.

»Und ist das die Art, auf welche Sie mir für die Rettung

Ihres Lebens danken? Eine wackere Vergeltung – was meinen Sie, guter Sir?«

Ich antwortete nicht.

»Sir«, fuhr er mit vor Bewegung zitternder Stimme fort, »Sie haben mir tiefes Unrecht zugefügt.«

»Ich weiß nichts davon, ich habe Ihnen kein Unrecht zugefügt.«

»Was nennen Sie dies? Das Scherzen mit den Gefühlen meines Kindes?«

»Scherzen!«, rief ich, von der Anschuldigung kühn gemacht.

»Ja, Scherzen! Haben Sie nicht ihre Neigung erworben?«

»Ich habe sie offen und ehrlich erworben.«

»Bah, Sir! Dies ist ein Kind und nicht eine Frau. Sie ehrlich erwerben! Was kann sie von Liebe wissen.«

»Papa, ich weiß, was Liebe ist, ich habe es seit vielen Tagen schon gefühlt. Sei nicht böse auf Enrique, denn ich liebe ihn – o, Papa – ich liebe ihn von ganzem Herzen.«

Er wendete sich mit einem erstaunten Blick zu ihr.

»O Gott, mein Kind – mein Kind!«, rief er.

Seine Stimme stachelte mich auf, denn sie war voller Kummer.

»Hören Sie mich an, Sir«, rief ich, indem ich mich dicht vor ihn stellte, »ich habe das Herz Ihrer Tochter gewonnen, ich habe ihr dafür das meine gegeben. Ich stehe ihr an Rang gleich, ebenso wie sie mir. Welches Verbrechen habe ich also begangen? Worin habe ich Ihnen Unrecht getan?«

Er sah mich einige Augenblicke lang an, ohne mir eine Antwort zu geben.

Endlich sagte er mit einer offenbaren Veränderung seines Wesens: »Sie wollen sie also heiraten?«

»Wenn ich mich unserer Liebe so weit hingeeben hätte, ohne diese Absicht zu hegen, so würde ich Ihre Vorwürfe verdient haben. Ich hätte dann allerdings mit ihren Gefühlen gescherzt, wie Sie sagten.«

»Mich heiraten!«, rief Zoe mit einem verblüfften Blick.

»Ja, holde Zoe, das will ich, sonst wird mein Herz, wie das Ihre, auf ewig unglücklich sein, o Sir ...«

»Kommen Sie, Sir, genug davon! Sie haben sie von ihr erhalten, Sie müssen sie erst noch von mir erwerben. Ich werde die Tiefe Ihrer Liebe prüfen, ich werde Sie auf die Probe stellen.«

»Stellen Sie mich auf jede Probe!«

»Das werden wir sehen. Kommt, lasst uns hineingehen. Hier, Zoe!«

Und er nahm ihre Hand und führte sie ins Haus. Ich folgte dicht hinter ihnen.

Als wir durch eine Gruppe von wilden Orangenbäumen gingen, wurde der Pfad schmaler, und der Vater ließ ihre Hand los und ging voraus. Zoe war zwischen uns, und als wir in die Mitte des Bosquets gelangten, wendete sie sich plötzlich um, legte ihre Hand auf meine und flüsterte:

»Enrique ... sagen Sie mir ... was ist heiraten?«

»Liebste Zoe, ... nicht jetzt ... es ist zu schwer zu erklären ... ein anderes Mal – ich ...«

»Komm, Zoe, deine Hand, Kind!«

»Papa, ich komme.«

Sechzehntes Kapitel

Eine Autobiografie

Ich war mit meinem Wirt in dem bisher von mir bewohnten Gemach allein. Die Frauen hatten sich in einen anderen Teil des Hauses zurückgezogen, und ich bemerkte, dass Seguin bei seinem Eintreten zu der Tür sah und einen Riegel vorschob.

Welchen furchtbaren Beweis meiner Treue, meiner Liebewollte er von mir verlangen? War er im Begriff, mir das Leben zu nehmen oder wollte mich dieser Mann grausamer Taten durch einen furchtbaren Eid binden? Ein düsterer Argwohn durchzuckte meinen Geist, und ich saß schweigend, aber nicht ohne Furcht da.

Eine Flasche Wein stand zwischen uns. Seguin füllte zwei Gläser und forderte mich zum Trinken auf. Diese Höflichkeit machte mich wieder sicher. Wie aber, wenn der Wein vergiftet war? Er trank sein Glas leer, ehe sich der Gedanke noch vollkommen gebildet hatte.

Ich tue ihm Unrecht, dachte ich, der Mann ist trotz allem einer solchen Hinterlist unfähig.

Ich trank den Wein. Er machte mich gefasster und ruhiger.

Nach einem momentanen Schweigen eröffnete er das Gespräch mit der plötzlichen Frage: »Was wissen Sie von mir?«

»Ihren Namen und Beruf, weiter nichts.«

»Das ist mehr, als man hier vermutet.« Er deutete zu der Tür. »Wer hat Ihnen das von mir erzählt?«

»Ein Freund, den Sie in Santa Fe sahen.«

»Ah, St. Vrain, ein wackerer kühner Mann. Ich habe ihn einst in Chihuahua getroffen. Hat er Ihnen von mir nicht mehr gesagt als dies?«

»Nein. Er versprach, auf das Weitere über Sie einzugehen, aber der Gegenstand geriet in Vergessenheit. Die Karawane zog weiter, und wir wurden getrennt.«

»Sie hörten also, dass ich, Seguin, der Skalpjäger sei? Dass ich von den Bürgern von El Paso zur Jagd von den Apachen und Navajo verwendet werde, und dass ich eine bestimmte Summe für jeden Indianerskalp erhalte, den ich an ihre Tore aufhängen kann? Sie haben alles dies gehört?«

»Ja!«

»Es ist wahr!«

Ich blieb stumm.

»Nun, Sir«, fuhr er nach einer Pause fort, »wollen Sie meine Tochter, das Kind eines Mörders im Großen, heiraten?«

»Ihre Verbrechen sind nicht die ihren. Sie ist unschuldig und kennt sie nicht einmal, wie Sie gesagt haben. Sie können ein Dämon sein - sie ist ein Engel.«

»Verbrechen - Dämon ...«, murmelte er, halb im Selbstgespräch, »ja, das mögen Sie wohl denken - so urteilt die Welt. Sie haben die Geschichte der Gebirgsmänner in aller ihrer blutigen Übertreibung gehört. Sie haben gehört, dass ich während eines bestehenden Vertrages ein Dorf der Apachen zu einem Festmahl eingeladen und die Speisen vergiftet, die Gäste, Männer, Frauen und Kinder vergiftet und sie dann skalpiert habe! Sie haben gehört, dass ich zweihundert Wilde bewog, sich an das Zugseil einer Kanone, deren Anwendung sie nicht kannten, zu spannen, und dann das mit Kartätschen geladene Geschütz abgefeuert und die Reihe von nichts ahnenden Unglücklichen nieder-

gemäht habe! Von diesen und anderen unmenschlichen Taten haben Sie ohne Zweifel gehört.«

»Es ist wahr, ich habe diese Geschichten unter den Gebirgsmännern vernommen, aber nicht gewusst, ob ich sie glauben soll.«

»Monsieur, sie sind erlogen - sie sind sämtlich erlogen und unbegründet.«

»Es freut mich, das von Ihnen zu hören«, sagte ich, »ich möchte Sie jetzt keiner solchen Barbarei für fähig halten.«

»Und dennoch würden sie, wenn sie in allen ihren entsetzlichen Einzelheiten wahr wären, doch bei Weitem nicht den entsetzlichen Grausamkeiten gleichkommen, die von dem wilden Feind an den Bewohnern dieser schutzlosen Grenze verübt worden sind. Wenn Sie die Geschichte der letzten zehn Jahre kennen, ihre Metzeleien und Morde, ihre Tränen und ihren Hass, ihre Räubereien an Menschen und Gütern, die Verödung ganzer Provinzen, die Einäscherung von Dörfern, die Hinschlachtung von Männern an ihrem eigenen Herd, die Entführung von Frauen in die Gefangenschaft, um die wilde Lust des Wüstenräubers zu befriedigen! O Gott, und auch ich habe Kränkungen erfahren, die mich in Ihren Augen, vielleicht in den Augen des Himmels freisprechen werden.«

Er vergrub das Gesicht in seine Hände und beugte sich auf den Tisch. Er litt offenbar an peinlichen Erinnerungen.

Nach einer Minute fuhr er fort: »Ich möchte, dass Sie eine kurze Geschichte meines Lebens anhören.«

Ich gab meine Einwilligung zu erkennen, und nachdem er sich noch ein Glas Wein gefüllt und geleert hatte, sprach er weiter.

»Ich bin nicht ein Franzose, wie Sie glauben. Ich bin ein

Kreole, in New Orleans geboren. Meine Eltern waren von St. Domingo geflüchtet, bald nach der Schwarzenrevolution, wo der größte Teil ihres Vermögens von dem blutigen Christoph konfisziert wurde.

»Ich wurde zum Zivilingenieur erzogen, und zu diesem Zweck zu den Minen von Mexiko von dem Eigentümer einer derselben, den mein Vater kannte, gebracht.

Ich war damals noch jung und verlebte mehrere Jahre in den Bergwerken von Zapatecas und San Louis Potosi.

Ich hatte von meinem Sold einiges Geld gespart und begann daran zu denken, ein Bergwerk auf eigene Rechnung zu eröffnen.

Seit Langem schon herrschte das Gerücht, dass am Gila und seinen Nebenflüssen reiche Goldadern existierten. Das edle Metall war in diesen Flüssen gesehen und gesammelt worden, und die Goldmutter, der Milchquarzfelsen, lag überall in den öden Bergen dieser wilden Gegend zu Tage.

Ich brach mit einer Anzahl Leute zu dieser Gegend auf und fand, nachdem ich sie Wochen lang durchreist habe, in den Mimbres-Gebirgen, nahe an der Quelle des Gila, das kostbare Erz in dem Bett des Flusses. Ich errichtete ein Bergwerk und war nach fünf Jahren ein reicher Mann.

Ich erinnerte mich an die Gefährtin meiner Jugend, die sanfte, schöne Cousine, welche meine Zuversicht geteilt und mir meine erste Leidenschaft eingeflößt hatte. Bei mir war es die rste und letzte. Sie war nicht, wie es unter ähnlichen Umständen oft vorkommt, etwas Vorübergehendes. Auf allen meinen Wanderungen hatte ich mich erinnert und sie geliebt. War sie mir ebenso treu geblieben?

Ich beschloss, mich davon zu überzeugen, ließ mein Geschäft in den Händen meines Mayoral und brach zu meiner

Vaterstadt auf.

Adele war mir treu geblieben, und als ich zurückkehrte, brachte ich sie mit.

Ich baute mir ein Haus in Valverde, dem nächsten bewohnten Ort bei meinem Bergwerk.

Valverde war damals ein blühender Ort. Es ist jetzt eine Ruine, die Sie vielleicht auf Ihrer Reise stromabwärts gesehen haben.

Hier lebten wir Jahre lang im Genuss von Reichtum und Glück.

Ich blickte auf diese Tage wie auf Menschenalter der Seligkeit zurück. Unsere Liebe war gegenseitig und glühend, und wir wurden mit zwei Kindern gesegnet - beide Mädchen. Die Jüngste glich ihrer Mutter - die andere war, wie man mir gesagt hat, mir ähnlicher. Ich fürchte, dass wir zu große Zärtlichkeit für diese Liebespfänder bewiesen. Wir waren zu glücklich in ihrem Besitz.

Zu dieser Zeit wurde ein neuer Gouverneur nach Santa Fe gesendet, ein Mann, der durch seine Wollust und Tyrannei die Provinz seitdem verheert hat. Es hat keine Tat gegeben, die zu schändlich, kein Verbrechen, welches zu schwarz für dieses menschliche Ungeheuer gewesen wäre.

Er schien anfangs gut genug zu sein und wurde in den Häusern der Ricos des Tals festlich empfangen. Da ich zu diesen gezählt wurde, so beehrte er mich häufig mit seinem Besuch. Er residierte hauptsächlich in Albuquerque, und es wurden große Feste in seinem Palast gegeben, wozu er mich und meine Gattin ganz besonders einlud. Dagegen kam er oft unter dem Vorwand, die verschiedenen Teile der Provinz zu besuchen, in mein Haus in Valverde.

Ich bemerkte endlich, dass seine Besuche einzig und al-

lein meiner Gattin bestimmt waren, der er einige schmeichelhafte Aufmerksamkeiten bewiesen hatte.

Ich will von der Schönheit Adeles zu jener Zeit nichts sagen. Sie können sich diese selbst vorstellen und werden vielleicht imstande sein, Ihre Fantasie zu unterstützen, wenn Sie auf den Reizen verweilen, die Sie an ihrer Tochter entdeckt zu haben scheinen; denn die kleine Zoe ist das Portrait von dem, was ihre Mutter damals war.

Zu der Zeit, von welcher ich spreche, stand sie noch in der Blüte ihrer Schönheit. Der Ruhm dieser Schönheit war auf aller Zungen und hatte die Eitelkeit des wollüstigen Tyrannen piquiert.

Aus diesem Grund wurde ich der Gegenstand seiner freundschaftlichen Zutunlichkeit.

Ich hatte dies erraten, nahm aber, im Vertrauen auf die Tugend meiner Gattin, von seinem Benehmen keine Notiz. Bis jetzt hatte noch keine offene Kränkung meine Beachtung verlangt.

Als ich einst nach einer langen Abwesenheit in die Minen zurückkehrte, theilte mir Adele mit, was sie mir bisher aus Zartgefühl verhehlt hatte, nämlich, dass ihr von Sr. Exzellenz zu verschiedenen Zeiten, besonders aber bei einem Besuch, den er ihr während meiner Abwesenheit erwiesen hatte, Beleidigungen widerfahren waren.

Dies war für Kreolenblut genug. Ich ging nach Albuquerque und züchtigte den Beleidiger auf offener Plaza vor der Menge.

Ich wurde ergriffen und in ein Gefängnis geworfen, wo ich mehrere Wochen lang lag. Als man mich in Freiheit setzte, und ich meine Heimat wieder aufsuchte, war sie geplündert und verödet! Die wilden Navajo waren dort ge-

wesen, meine Familiengötter waren zerstreut und zerbrochen, und mein Kind - o Gott! Meine kleine Adele war als Gefangene ins Gebirge geschleppt worden.«

»Und ihre Gattin - Ihr anderes Kind ...?«, fragte ich, begierig, das Übrige zu erfahren.

»Sie waren geflohen. In dem entsetzlichen Kampf - denn meine armen Peonen wehrten sich tapfer - war meine Gattin, mit Zoe in ihren Armen, hinausgeeilt und hatte sich in einer Höhle, die sich im Garten befand, versteckt. Ich fand sie im Rancho des Vaquero im Wald, wohin sie gegangen war.«

»Und Ihre Tochter Adele - haben Sie seitdem etwas von ihr gehört?«

»Ja - ja - ich werde augenblicklich dazu kommen ...

Mein Bergwerk war zu gleicher Zeit ausgeplündert und zerstört, viele von den Arbeitern niedergemetzelt worden, ehe sie entrinnen konnten, und das Werk selbst und mein Vermögen verfiel.

Mit einigen von den entflohenen Bergleuten und anderen Bewohnern von Valverde, die gleich mir hatten leiden müssen, organisierte ich eine Gruppe und folgte dem wilden Feind. Aber unsere Verfolgung war vergebens, und wir kehrten zum größten Teil mit zerstörter Gesundheit und gebrochenem Herzen zurück.

O, Monsieur, Sie können nicht wissen, was es heißt, auf diese Weise ein Lieblingskind verloren zu haben. Sie können die Qual des beraubten Vaters nicht begreifen.«

Er drückte seinen Kopf zwischen seine Hände und blieb einen Augenblick stumm. Sein Gesicht trug die Spuren Herz zerschneidenden Kummers.

»Meine Geschichte wird bald bis zur gegenwärtigen Zeit

erzählt sein. Wer weiß das Ende?

Jahre lang trieb ich mich an den Grenzen des Indianerlandes umher und jagte nach meinem Kind. Ich wurde von einer kleinen Schar unterstützt, die meistens aus Unglücklichen, gleich mir, welche ihre Frauen oder Töchter verloren hatten, bestand. Aber unsere Mittel erschöpften sich, und die Verzweiflung ermüdete uns. Die Sympathien meiner Gefährten wurden alt, einer nach dem anderen gab die Sache auf. Die Regierung von New Mexiko bot uns keine Hilfe. Im Gegenteil, man argwöhnte damals - jetzt ist es bekannt -, dass der Gouverneur selbst in geheimen Bündnissen mit den Navajo-Häuptlingen stehe. Er wollte sie unbelästigt lassen, während sie ihrerseits versprachen, nur seine Feinde zu plündern!

Als ich dieses entsetzliche Geheimnis erfuhr, erkannte ich die Hand, welche den Streich gegen mich geführt hatte. Von der Schmach, die ich ihm zugefügt, sowie von der Verachtung meiner Gattin aufgeregt, hatte sich der Schurke schnell gerächt.

Seitdem ist sein Leben zwei Mal in meiner Gewalt gewesen. Aber wenn ich es ihm genommen hätte, so würde ich wahrscheinlich das meine verwirkt haben, und ich hatte Gegenstände, für welche ich leben musste. Ich finde vielleicht noch einen Abrechnungstag für ihn.

Ich habe gesagt, dass meine Truppe zusammenschmolz. Mit krankem Herzen und dem Bewusstsein der Gefahr, die mir in New Mexiko drohte, verließ ich die Provinz und ging durch die Yornada nach El Paso. Hier lebte ich eine Zeitlang, dem Schmerz um mein verlorenes Kind dahingegeben.

Ich blieb nicht lange untätig. Die häufigen Beutezüge,

welche die Apachen nach Sonoro und Chihuahua unternahmen, hatten die Regierung energischer in der Verteidigung der Provinzen gemacht. Die Presidios wurden wieder hergestellt und mit brauchbaren Truppen besetzt, und man organisierte eine Gruppe von Jägern, deren Sold im Verhältnis mit der Anzahl von Skalpen bestand, welche sie in die Niederlassung sendete.

Man bot mir den Befehl über diese eigentümliche Guerilla an, und in der Hoffnung, noch mein Kind wieder erlangen zu können, nahm ich ihn an. Ich wurde ein Skalpjäger.

Es war ein entsetzliches Amt, und wenn die Rache allein mein Zweck gewesen wäre, so würde sie schon längst befriedigt sein. Wir haben eine Menge von Bluttaten ausgeführt - eine Menge von Szenen vergeltender Rache durchlebt.

Ich wusste, dass sich meine gefangene Tochter in den Händen der Navajo befand. Ich hatte es zu verschiedenen Zeiten von Gefangenen, die ich gemacht hatte, gehört, aber nie Kräfte genug an Leuten und Mitteln besessen, um sie zu befreien! Eine Revolution nach der anderen hielt die Staaten in Armut und Bürgerkrieg, und unsere Interessen wurden vergessen. Bei allen meinen Anstrengungen konnte ich doch nie eine Streitkraft ausrüsten, um durch die Wüsteneien im Norden des Gila zu dringen, wo die Städte der wilden Navajo lagen.«

»Und Sie denken ...«

»Geduld - ich werde bald zu Ende sein. Meine Schar ist jetzt stärker als je zuvor. Ich habe durch einen den Navajo vor Kurzem entflohenen Gefangenen die sichere Nachricht, dass die Krieger beider Stämme im Begriff sind, nach Süden zu ziehen. Sie bieten alle ihre Kräfte auf, um einen gro-

ßen Beutezug selbst, wie wir gehört haben, bis an die Tore von Durango zu machen. Es ist meine Absicht, in ihr Land zu ziehen, während sie abwesend sind, und meine Tochter zu suchen.«

»Und Sie denken, dass sie immer noch lebt?«

»Ich weiß es. Derselbe, der mir diese Nachricht gebracht hat und der seinen Skalp und seine Ohren zurückgelassen hat, der arme Bursche, hat sie oft gesehen. Sie ist erwachsen, und, wie er sagt, eine Art von mit eigentümlichen Gewalten und Vorrechten begabte Königin unter ihnen. Ja - sie lebt noch, und wenn es mir gelingt, mich ihrer zu bemächtigen, so wird dieses Trauerspiel zu Ende sein. Ich werde weit von hier gehen.«

Ich hatte die seltsame Erzählung mit tiefer Aufmerksamkeit angehört. Der ganze Widerwille, welchen mir meine frühere Kenntnis von dem Charakter dieses Mannes eingeflößt, verschwand aus meinem Geist, und ich fühlte Mitleid, ja Bewunderung für ihn. Er hatte viel gelitten. Verbrechen werden durch Leiden gebüßt, und in meinen Augen war er gerechtfertigt. Vielleicht war ich in meinem Urteil zu nachsichtig. Es war in meiner Lage natürlich.

Als er seine Erzählung beendet hatte, war ich von Freude erfüllt. Ich fühlte das lebhafteste Entzücken über das Bewusstsein, dass sie nicht der Sprössling des Dämonen, wofür ich ihn gehalten hatte, war.

Er schien meine Gedanken zu erraten, denn es lag auf meinem Gesicht ein Lächeln der Zufriedenheit - ich möchte sagen des Triumphs, als er sich über den Tisch beugte, um sein Glas wieder zu füllen.

»Meine Geschichte muss Sie gelangweilt haben. Trinken Sie!«

Hierauf trat eine kurze Stille ein, und wir leerten unsere Gläser.

»Und nun, Sir, kennen Sie den Vater Ihrer Geliebten wenigstens etwas besser als vorher. Haben Sie immer noch den Willen, sie zu heiraten?«

»O, Sir, sie ist jetzt heiliger als je.«

»Aber Sie müssen sie von mir erwerben, wie ich schon gesagt habe.«

»Nun, so sagen Sie mir, wie, Sir. Ich bin zu jedem Opfer, welches in meinen Kräften steht, bereit.«

»Sie müssen mir zur Wiedererlangung ihrer Schwester beistehen.«

»Gern.«

»Sie müssen mich in die Wüste begleiten.«

»Ich will es.«

»Genug! Wir brechen morgen auf.« Und er erhob sich, und ging im Zimmer auf und ab.

»Zu einer frühen Stunde?«, fragte ich, halb in Furcht, dass er mir eine letzte Zusammenkunft mit der, welche ich mich jetzt mehr als je zu umarmen sehnte, versagen würde.

»Mit Tagesanbruch«, antwortete er, ohne, wie es schien, meine Besorgnisse zu bemerken.

»Ich muss nach meinem Pferd und meinen Waffen sehen«, sagte ich, indem ich aufstand, und in der Hoffnung, sie draußen zu treffen, nach der Tür zuschritt.

»Alles das ist besorgt. Godé ist da. Sie ist nicht in der Halle. Bleiben Sie, wo Sie sind, ich werde die Waffen holen, nach welchen Sie verlangen. Adele, Zoe! O, Doktor! Sind Sie mit Ihren Kräutern wieder da? Es ist gut, wir reisen morgen ab. Adele, bringe Kaffee, und mache uns dann Musik. Dein Gast verlässt dich morgen.«

Die schöne Gestalt Zoes stürzte mit einem Schrei zu uns.

»Nein - nein - nein - nein!«, bald zu dem einen, bald zu dem anderen gewendet, mit Ausdruck eines leidenschaftlichen Herzens.

»Nun, mein Täubchen«, sagte ihr Vater, »lass dich nicht so leicht erschrecken. Es dauert nur kurze Zeit. Er wird wiederkommen.«

»Wie lange, Papa? Wie lange, Enrique?«

»Nur sehr kurze Zeit. Sie wird mir länger erscheinen, als Ihnen, Zoe.«

»O, nein - nein - eine Stunde wird eine lange Zeit sein. Wie viele Stunden denken Sie, Enrique?«

»O, ich fürchte, dass wir Tage lang entfernt sein werden.«»Tage! O, Papa! O, Enrique! Tage! ...«

»Komm, kleines Dirnchen. Sie werden bald vorüber sein. Geh, hilf deiner Mama den Kaffee bereiten.«

»O, Papa - Tage! Lange Tage! - Sie werden nicht schnell vorübergehen, wenn ich allein bin.«

»Aber du wirst nicht allein sein. Deine Mama wird dir Gesellschaft leisten.«

»Ah!«

Und sie entfernte sich mit einem Seufzer und zerstreuter Miene, um dem Gebot ihres Vaters zu gehorchen. Als sie zur Tür hinaustrat, seufzte sie von Neuem hörbar. Der Doktor war ein stummer und verwunderter Zeuge der letzten Szene gewesen. Als ihre Gestalt in der Halle verschwand, konnte ich ihn vor sich hinmurmeln hören. »Ja-wohl, das arme kleine Fräulein! Das konnte ich mir denken.«

Ende des ersten Teils

